

ARC DE TRIOMPHE

Roman

VON

ERICH MARIA REMARQUE



In der Fassung der Erstausgabe
mit Anhang und einem Nachwort
herausgegeben von Thomas F. Schneider

KIEPENHEUER & WITSCH



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2017

© 1963, 1988, 1998, 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

© 1945 by the Estate of the late Paulette Remarque

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Frontispiz: PR-Aufnahme Erich Maria Remarques
zur Erstausgabe von *Arc de Triomphe* in den USA, 1945.

© Erich Maria Remarque-Friedenszentrum Osnabrück

Gesetzt aus der Bodoni

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05093-6

I

Die Frau kam schräg auf Ravic zu. Sie ging schnell, aber sonderbar taumelig. Ravic bemerkte sie erst, als sie fast neben ihm war. Er sah ein blasses Gesicht mit hochliegenden Wangenknochen und weit auseinanderstehenden Augen. Das Gesicht war starr und maskenhaft; es wirkte, als sei es eingestürzt, und die Augen hatten im Laternenlicht einen Ausdruck so gläserner Leere, daß er aufmerksam wurde. —

Die Frau streifte ihn beinahe, so dicht ging sie an ihm vorüber. Er streckte eine Hand aus und griff nach ihrem Arm. Im nächsten Augenblick schwankte sie und wäre gefallen, wenn er sie nicht gehalten hätte.

Er hielt ihren Arm fest. »Wo wollen Sie hin?« fragte er nach einer Weile.

Die Frau starrte ihn an. »Lassen Sie mich los«, flüsterte sie.

Ravic erwiderte nichts. Er hielt ihren Arm weiter fest.

»Lassen Sie mich los! Was soll das?« Die Frau bewegte kaum die Lippen.

Ravic hatte den Eindruck, daß sie ihn gar nicht sah. Sie blickte durch ihn hindurch, irgendwohin in die leere Nacht. Es war nur etwas, das sie aufhielt und gegen das sie sprach. »Lassen Sie mich los!«

Er hatte sofort gesehen, daß sie keine Hure war. Sie war

auch nicht betrunken. Er hielt ihren Arm nicht mehr sehr fest. Sie hätte sich leicht losmachen können, wenn sie gewollt hätte; aber sie bemerkte es nicht. Ravic wartete eine Weile. »Wo wollen Sie wirklich hin, nachts, alleine, um diese Zeit in Paris?« sagte er dann noch einmal ruhig und ließ ihren Arm los.

Die Frau schwieg. Aber sie ging auch nicht weiter. Es war, als ob sie, einmal angehalten, nicht mehr weitergehen könne.

Ravic lehnte sich an das Geländer der Brücke. Er fühlte den feuchten, porösen Stein unter seinen Händen. »Dahin vielleicht?« Er deutete mit seinem Kopf rückwärts, hinter, wo sich die Seine in grauem, verfließendem Glanz ruhelos gegen die Brückenschatten der Pont de l'Alma schob.

Die Frau antwortete nicht.

»Zu früh«, sagte Ravic. »Zu früh und viel zu kalt im November.«

Er zog ein Päckchen Zigaretten hervor und kramte in seinen Taschen nach Streichhölzern. Er fand, daß nur noch zwei in dem schmalen Karton waren, und beugte sich vorsichtig nieder, um die Flamme mit den Händen gegen den leichten Wind vom Fluß zu schützen.

»Geben Sie mir auch eine Zigarette«, sagte die Frau mit tonloser Stimme.

Ravic richtete sich auf und zeigte ihr das Päckchen. »Algerische. Schwarzer Tabak der Fremdenlegion. Wahrscheinlich zu stark für Sie. Ich habe keine andern bei mir.«

Die Frau schüttelte den Kopf und nahm eine Zigarette. Ravic hielt ihr das brennende Streichholz hin. Sie rauchte

hastig, mit tiefen Zügen. Ravic warf das Streichholz über das Geländer. Es fiel wie eine kleine Sternschnuppe durch das Dunkel und erlosch erst, als es das Wasser erreichte.

Ein Taxi kam langsam über die Brücke gefahren. Der Chauffeur hielt an. Er blickte herüber und wartete einen Augenblick; dann gab er Gas und fuhr weiter die feuchte, schwarz glänzende Avenue George V hinauf.

Ravic fühlte plötzlich, daß er müde war. Er hatte den Tag über schwer gearbeitet und nicht schlafen können. Deshalb war er wieder fortgegangen, um zu trinken. Jetzt aber, auf einmal, fiel die Müdigkeit in der nassen Kühle der späten Nacht über seinen Kopf wie ein Sack.

Er sah die Frau an. Weshalb hatte er sie eigentlich angehalten? Es war etwas mit ihr los, das war klar. Aber was ging es ihn an? Er hatte schon viele Frauen gesehen, mit denen etwas los war, besonders nachts, besonders in Paris, und es war ihm jetzt egal, und er wollte nur noch ein paar Stunden schlafen.

»Gehen Sie nach Hause«, sagte er. »Was suchen Sie um diese Zeit noch auf der Straße? Sie können höchstens Unannehmlichkeiten haben.«

Er schlug seinen Mantelkragen hoch und wandte sich zum Gehen. Die Frau sah ihn an, als verstände sie ihn nicht. »Nach Hause?« wiederholte sie.

Ravic zuckte die Achseln. »Nach Hause, in Ihre Wohnung, ins Hotel, nennen Sie es, wie Sie wollen. Irgendwohin. Sie wollen doch nicht von der Polizei aufgegriffen werden?«

»Ins Hotel! Mein Gott!« sagte die Frau.

Ravic blieb stehen. Wieder einmal jemand, der nicht

wußte, wohin er sollte, dachte er. Er hätte es voraussehen können. Es war immer dasselbe. Nachts wußten sie nicht, wohin sie sollten, und am nächsten Morgen waren sie verschwunden, ehe man erwachte. Dann wußten sie wohin. Die alte, billige Verzweiflung der Dunkelheit, die mit ihr kam und ging. Er warf seine Zigarette fort. Als ob er das nicht selbst bis zum Überdruß kannte!

»Kommen Sie, wir gehen irgendwo noch einen Schnaps trinken«, sagte er.

Es war das Einfachste. Er konnte dann zahlen und aufbrechen, und sie konnte sehen, was sie machte.

Die Frau machte eine unsichere Bewegung und stolperte. Ravic ergriff ihren Arm. »Müde?« fragte er.

»Ich weiß nicht. Ich glaube ja.«

»Zu müde, um schlafen zu können?«

Sie nickte.

»Das gibt es. Kommen Sie nur. Ich halte Sie schon.«

Sie gingen die Avenue Marceau hinauf. Ravic fühlte, wie die Frau sich auf ihn stützte. Sie stützte sich, als wäre sie im Fallen und müßte sich halten.

Sie überquerten die Avenue Pierre I de Serbie. Hinter der Kreuzung der Rue Chaillot öffnete sich die Straße, und fern, schwebend und dunkel, erschien vor dem regnerischen Himmel die Masse des Arc de Triomphe.

Ravic deutete auf einen schmalen, erhellten Eingang, der in ein Kellerloch führte. »Hier – da wird es schon noch etwas geben.«

Es war eine Chauffeurkneipe. Ein paar Taxichauffeure und ein paar Huren saßen darin. Die Chauffeure spiel-

ten Karten. Die Huren tranken Absinth. Sie musterten die Frau mit raschem Blick. Dann wandten sie sich gleichgültig ab. Die Ältere gähnte laut; die andere begann sich faul zu schminken. Im Hintergrund streute ein Pikkolo mit einem Gesicht wie eine verdrossene Ratte Sägespäne auf die Fliesen und fing an, den Flur auszufegen. Ravic setzte sich mit der Frau an einen Tisch neben dem Eingang. Es war bequemer; er konnte dann rascher weggehen. Er zog seinen Mantel nicht aus. »Was wollen Sie trinken?« fragte er.

»Ich weiß nicht. Irgendetwas.«

»Zwei Calvados«, sagte Ravic zu dem Kellner, der eine Weste trug und die Hemdsärmel aufgekrepelt hatte.
»Und ein Paket Chesterfield-Zigaretten.«

»Haben wir nicht«, erklärte der Kellner. »Nur französische.«

»Gut. Dann ein Paket Laurens grün.«

»Grün haben wir auch nicht. Nur blau.«

Ravic betrachtete den Unterarm des Kellners, auf den eine nackte Frau tätowiert war, die über Wolken ging. Der Kellner folgte seinem Blick, ballte die Faust und ließ seine Armmuskeln springen. Die Frau wackelte unzüchtig mit dem Bauch.

»Also blau«, sagte Ravic.

Der Kellner grinste. »Vielleicht haben wir noch eine grün.« Er schlurfte davon.

Ravic sah ihm nach. »Rote Pantoffeln«, sagte er. »Und eine Bauchtänzerin! Er scheint in der türkischen Marine gedient zu haben.«

Die Frau legte ihre Hände auf den Tisch. Sie tat das,

als wollte sie sie nie wieder hochnehmen. Die Hände waren gepflegt, aber das besagte nichts. Sie waren auch nicht sehr gepflegt. Ravic sah, daß der Nagel des rechten Mittelfingers abgebrochen und scheinbar abgerissen und nicht weggefeilt worden war. An einigen Stellen war der Lack abgesprungen.

Der Kellner brachte die Gläser und eine Schachtel Zigaretten.

»Laurens grün. Fand noch eine.«

»Das dachte ich mir. Waren Sie in der Marine?«

»Nein. Circus.«

»Noch besser.« Ravic reichte der Frau ein Glas hinüber. »Hier, trinken Sie das. Es ist das beste um diese Zeit. Oder wollen Sie Kaffee?«

»Nein.«

»Trinken Sie es auf einmal.«

Die Frau nickte und trank das Glas aus. Ravic betrachtete sie. Sie hatte ein ausgelöschtes Gesicht, fahl, fast ohne Ausdruck. Der Mund war voll, aber blaß, die Konturen schienen verwischt, und nur das Haar war sehr schön, von einem leuchtenden, natürlichen Blond. Sie trug eine Basenmütze und unter dem Regenmantel ein blaues Schneiderkostüm. Das Kostüm war von einem guten Schneider gemacht, aber der grüne Stein des Ringes auf ihrer Hand war viel zu groß, um nicht falsch zu sein.

»Wollen Sie noch einen?« fragte Ravic.

Sie nickte.

Er winkte dem Kellner. »Noch zwei Calvados. Aber größere Gläser.«

»Größere Gläser? Auch mehr drin?«

»Ja.«

»Also zwei doppelte Calvados.«

»Erraten.«

Ravic beschloß, sein Glas rasch auszutrinken und dann aufzubrechen. Er langweilte sich und war sehr müde. Im allgemeinen war er geduldig mit Zwischenfällen; er hatte vierzig Jahre eines wechselvollen Lebens hinter sich. Aber er kannte Situationen wie diese hier schon zu sehr. Er lebte seit einigen Jahren in Paris und konnte nachts wenig schlafen; da sah man vieles unterwegs.

Der Kellner brachte die Gläser. Ravic nahm den scharf und aromatisch riechenden Apfelschnaps und stellte ihn behutsam vor die Frau. »Trinken Sie das noch. Es hilft nicht viel, aber es wärmt. Und was Sie auch haben – nehmen Sie es nicht zu wichtig. Es gibt wenig, das lange wichtig bleibt.«

Die Frau sah ihn an. Sie trank nicht.

»Es ist so«, sagte Ravic. »Besonders nachts. Die Nacht übertreibt.«

Die Frau sah ihn noch immer an. »Sie brauchen mich nicht zu trösten«, sagte sie dann.

»Umso besser.«

Ravic sah nach dem Kellner. Er hatte genug. Er kannte diesen Typ. Wahrscheinlich eine Russin, dachte er. Kaum saßen sie irgendwo, noch naß, da begannen sie schon, einem über den Mund zu fahren.

»Sind Sie Russin?« fragte er.

»Nein.«

Ravic zahlte und stand auf, um sich zu verabschieden. Im gleichen Augenblick stand die Frau ebenfalls auf. Sie

tat es schweigend und selbstverständlich. Ravic sah sie unschlüssig an. Gut, dachte er dann, ich kann es auch draußen tun.

Es hatte angefangen zu regnen. Ravic blieb vor der Tür stehen.

»In welche Richtung gehen Sie?« Er war entschlossen, in die entgegengesetzte Richtung einzubiegen.

»Ich weiß nicht. Irgendwohin.«

»Wo wohnen Sie denn?«

Die Frau machte eine rasche Bewegung. »Dahin kann ich nicht! Nein! Das kann ich nicht! Nicht dahin!«

Ihre Augen waren plötzlich voll von einer wilden Angst. Gezankt, dachte Ravic. Irgendeinen Krach gehabt und auf die Straße gelaufen. Morgen mittag würde sie sich alles überlegt haben und zurückgehen.

»Kennen Sie nicht irgendjemand, zu dem Sie gehen können? Eine Bekannte? Sie können in der Kneipe telefonieren.«

»Nein. Niemand.«

»Aber Sie müssen doch irgendwohin. Haben Sie kein Geld für ein Zimmer?«

»Doch.«

»Dann gehen Sie in ein Hotel. Es gibt hier überall welche in den Seitenstraßen.«

Die Frau antwortete nicht.

»Irgendwohin müssen Sie doch«, sagte Ravic ungeduldig. »Sie können doch nicht im Regen auf der Straße bleiben.«

Die Frau zog ihren Regenmantel um sich. »Sie haben recht«, sagte sie, als fasse sie endlich einen Entschluß,

»Sie haben ganz recht. Danke. Kümmern Sie sich nicht mehr um mich. Ich komme schon irgendwohin. Danke.« Sie nahm den Kragen des Mantels mit einer Hand zusammen. »Danke für alles.« Sie sah Ravic von unten herauf mit einem Blick voll Elend an und versuchte ein Lächeln, das ihr mißlang. Dann ging sie fort durch den nebligen Regen, ohne zu zögern, mit lautlosen Schritten.

Ravic stand einen Augenblick still. »Verdammt!« knurrte er überrascht und unschlüssig. Er wußte nicht, wie es kam und was es war, das trostlose Lächeln oder der Blick oder die leere Straße oder die Nacht – er wußte nur, daß er die Frau, die dort im Nebel plötzlich aussah wie ein verirrtes Kind, nicht allein gehen lassen würde.

Er folgte ihr. »Kommen Sie mit«, sagte er unfreundlich. »Etwas wird sich schon finden für Sie.«

Sie erreichten den Étoile. Der Platz lag im rieselnden Grau mächtig und unendlich vor ihnen. Der Nebel hatte sich verdichtet, und die Straßen, die rundum abzweigten, waren nicht mehr zu sehen. Nur noch der weite Platz war da mit den verstreuten, trüben Monden der Laternen und dem steinernen Bogen des Arc, der sich riesig im Nebel verlor, als stütze er den schwermütigen Himmel und schütze unter sich die einsame, bleiche Flamme auf dem Grab des Unbekannten Soldaten, das aussah wie das letzte Grab der Menschheit inmitten von Nacht und Verlassenheit.

Sie gingen quer über den ganzen Platz. Ravic ging rasch. Er war zu müde, um zu denken. Er hörte neben sich die tappenden, weichen Schritte der Frau, die ihm schweigend folgte, den Kopf gesenkt, die Hände in die Taschen

ihrer Mantels vergraben, eine kleine, fremde Flamme Leben – und plötzlich, in der späten Einsamkeit des Platzes, obschon er nichts von ihr wußte, erschien sie ihm einen Augenblick gerade deshalb seltsam zugehörig zu ihm. Sie war ihm fremd, so wie er sich selbst überall fremd fühlte, und das schien ihm auf eine sonderbare Weise näher als durch viele Worte und die abschleifende Gewohnheit der Zeit.

Ravic wohnte in einem kleinen Hotel in einer Seitenstraße der Avenue Wagram, hinter der Place des Ternes. Es war ein ziemlich baufälliger Kasten, an dem nur eines neu war: das Schild über dem Eingang mit der Inschrift: »Hôtel International«.

Er klingelte. »Habt ihr noch ein Zimmer frei?« fragte er den Burschen, der ihm öffnete.

Der Junge glotzte ihn verschlafen an. »Der Concierge ist nicht da«, stotterte er schließlich.

»Das sehe ich. Ich habe dich gefragt, ob noch ein Zimmer frei wäre.«

Der Bursche hob verzweifelt seine Schultern. Er sah, daß Ravic eine Frau bei sich hatte, aber er verstand nicht, wozu er noch ein zweites Zimmer wollte. Dazu brachte man Frauen seiner Erfahrung nach nicht mit. »Madame schläft. Sie wirft mich raus, wenn ich sie wecke«, sagte er und kratzte sich mit dem Fuß.

»Schön. Dann müssen wir selbst einmal nachsehen.«

Ravic gab dem Jungen ein Trinkgeld, nahm seinen Schlüssel und ging der Frau voran die Treppe hinauf. Bevor er sein Zimmer aufschloß, musterte er die Tür nebenan.

Es standen keine Schuhe davor. Er klopfte zweimal. Niemand antwortete. Er versuchte vorsichtig den Drücker. Die Tür war verschlossen. »Gestern war die Bude leer«, murmelte er. »Wir wollen es einmal von der anderen Seite versuchen. Die Wirtin hat sie wahrscheinlich abgeschlossen, weil sie Angst hat, daß die Wanzen entkommen.«

Er schloß sein Zimmer auf. »Setzen Sie sich einen Augenblick.« Er zeigte auf ein rotes Roßhaarsofa. »Ich bin gleich zurück.«

Er öffnete eine Fenstertür, die auf einen schmalen Eisenbalkon führte, kletterte über ein Verbindungsgitter auf den Balkon daneben und versuchte die Tür. Sie war ebenfalls abgeschlossen. Resigniert kehrte er zurück. »Es hilft nichts. Ich kann Ihnen hier kein Zimmer verschaffen.«

Die Frau saß in der Ecke des Sofas. »Kann ich einen Augenblick hier sitzen bleiben?«

Ravic sah sie aufmerksam an. Ihr Gesicht war zerfallen vor Müdigkeit. Sie wirkte, als könne sie kaum noch aufstehen. »Sie können hier bleiben«, sagte er.

»Nur einen Augenblick –«

»Sie können hier schlafen. Das ist das einfachste.«

Die Frau schien ihn nicht zu hören. Sie bewegte langsam, fast automatisch den Kopf. »Sie hätten mich auf der Straße lassen sollen. Jetzt – ich glaube, ich kann jetzt nicht mehr.«

»Das glaube ich auch. Sie können hier bleiben und schlafen. Das ist das beste. Morgen werden wir dann weitersehen.«

Die Frau sah ihn an. »Ich will Sie nicht –«

»Mein Gott«, sagte Ravic. »Sie stören mich wirklich

nicht. Es ist nicht das erste Mal, daß jemand hier über Nacht bleibt, weil er nicht weiß, wohin. Das ist hier ein Hotel, wo Réfugiés wohnen. Da kommt so etwas fast jeden Tag vor. Sie können das Bett nehmen. Ich werde auf dem Sofa schlafen. Ich bin das gewöhnt.«

»Nein, nein – ich kann hier sitzen bleiben. Wenn ich nur hier sitzen bleiben kann, das ist genug.«

»Gut, wie Sie wollen.«

Ravic zog seinen Mantel aus und hängte ihn auf. Dann nahm er eine Decke und ein Kissen von seinem Bett und schob einen Stuhl neben das Sofa. Er holte einen Frottémantel aus dem Badezimmer und hängte ihn über den Stuhl. »So«, sagte er, »das kann ich Ihnen geben. Wenn Sie wollen, können Sie auch ein Pyjama haben. Drüben in der Schublade sind welche. Ich werde mich nun nicht mehr um Sie kümmern. Sie können das Badezimmer jetzt haben. Ich habe hier noch zu tun.«

Die Frau schüttelte den Kopf.

Ravic blieb vor ihr stehen. »Den Mantel werden wir aber ausziehen«, sagte er. »Er ist naß genug. Und die Mütze geben Sie auch einmal her.«

Sie gab ihm beides. Er legte das Kissen in die Ecke des Sofas. »Das ist für den Kopf. Der Stuhl hier, damit Sie nicht fallen, wenn Sie schlafen.« Er schob ihn gegen das Sofa. »Und nun noch die Schuhe. Klatschnaß natürlich. Gut für Erkältungen.« Er streifte sie ihr von den Füßen, holte aus der Schublade ein paar kurze, wollene Strümpfe und zog sie ihr über. »So, jetzt geht es einigermaßen. In kritischen Zeiten soll man auf etwas Komfort sehen. Altes Soldatengesetz.«

»Danke«, sagte die Frau. »Danke.«

Ravic ging ins Badezimmer und drehte die Hähne auf. Das Wasser schoß in das Waschbecken. Er löste seine Krawatte und betrachtete sich abwesend im Spiegel. Prüfende Augen, die tief in den Schatten der Höhlen saßen; ein schmales Gesicht, todmüde, wenn die Augen nicht gewesen wären; Lippen, die zu weich waren für die Furchen, die von der Nase zum Mund heruntergerissen waren; – und über dem rechten Auge, zackig ins Haar verlaufend, die lange Narbe.

Das Telephon klirrte in seine Gedanken. »Verdammt.« Er hatte eine Sekunde alles vergessen gehabt. Es gab solche Augenblicke des Versinkens. Da war ja noch die Frau nebenan.

»Ich komme«, rief er.

»Erschreckt?« Er hob den Hörer ab. »Was? Ja. Gut – ja – natürlich, ja – es wird gehen – ja. Wo? Gut, ich komme sofort. Heißen Kaffee, starken Kaffee – ja –«

Er legte den Hörer sehr behutsam zurück und blieb ein paar Sekunden nachdenklich auf der Sofalehne sitzen. »Ich muß fort«, sagte er dann. »Eilig.«

Die Frau stand sofort auf. Sie schwankte etwas und stützte sich auf den Stuhl.

»Nein, nein –.« Ravic war einen Moment gerührt von dieser gehorsamen Bereitwilligkeit. »Sie können hier bleiben. Schlafen Sie. Ich muß weg für ein, zwei Stunden; ich weiß nicht, wie lange. Bleiben Sie nur hier.« Er zog seinen Mantel an. Flüchtig kam ihm ein Gedanke. Er vergaß ihn sofort. Die Frau würde nicht stehlen. Sie war nicht der Typ. Den kannte er zu gut. Es war auch nicht viel da zu stehlen.

Er war schon an der Tür, als die Frau fragte. »Kann ich mitgehen?«

»Nein, unmöglich. Bleiben Sie hier. Nehmen Sie, was Sie noch brauchen. Das Bett auch, wenn Sie wollen. Kognak steht drüben. Schlafen Sie –«

Er wandte sich um. »Lassen Sie das Licht brennen«, sagte die Frau plötzlich und schnell.

Ravic ließ die Klinke los. »Angst?« fragte er.

Sie nickte.

Er zeigte auf den Schlüssel. »Schließen Sie die Tür hinter mir ab. Ziehen Sie den Schlüssel heraus. Unten ist noch ein zweiter Schlüssel, mit dem ich hereinkommen kann.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das ist es nicht. Aber bitte, lassen Sie das Licht brennen.«

»Ach so!« Ravic sah sie prüfend an. »Ich wollte es sowieso nicht auslöschen. Lassen Sie es nur brennen. Ich kenne das. Habe auch mal solche Zeiten gehabt.«

An der Ecke der Rue des Acacias kam ihm ein Taxi entgegen. »Fahren Sie vierzehn Rue Lauriston. – Rasch!«

Der Chauffeur drehte um und bog in die Avenue Carnot ein. Als er die Avenue de la Grande Armée kreuzte, schoss von rechts ein kleiner Zweisitzer heran. Die beiden Wagen wären zusammengestoßen, wenn die Straße nicht naß und glatt gewesen wäre. So schleuderte der Zweisitzer beim Bremsen zur Mitte der Straße hinüber, gerade an dem Kühler der Droschke vorbei. Der leichte Wagen drehte sich wie ein Karussell. Es war ein kleiner Renault, in dem ein Mann saß, der eine Brille und einen schwarzen, steifen Hut trug. Bei jeder Drehung sah

man einen Augenblick sein weißes, entrüstetes Gesicht. Dann fing sich der Wagen und hielt auf den Arc am Ende der Straße zu, wie auf das riesige Tor des Hades – ein kleines, grünes Insekt, aus dem eine blasse Faust in den Nachthimmel drohte.

Der Taxichauffeur drehte sich um. »Haben Sie so was schon mal gesehen?«

»Ja«, sagte Ravic.

»Aber mit so einem Hut. Was hat einer mit so einem Hut nachts so schnell zu fahren?«

»Er hatte recht. Er war auf der Hauptstraße. Wozu schimpfen Sie?«

»Natürlich hatte er recht. Darum schimpfe ich ja gerade.«

»Was würden Sie denn tun, wenn er unrecht hätte?«

»Dann würde ich auch schimpfen.«

»Sie scheinen sich das Leben bequem zu machen.«

»Ich würde anders schimpfen«, erklärte der Chauffeur und bog in die Avenue Foch ein. »Nicht so erstaunt, verstehen Sie?«

»Nein. Fahren Sie langsamer an den Kreuzungen.«

»Das wollte ich sowieso. Verdammte Schmiere auf der Straße. Aber weshalb fragen Sie mich eigentlich, wenn Sie nachher nichts hören wollen?«

»Weil ich müde bin«, erwiderte Ravic ungeduldig. »Weil es Nacht ist. Meinetwegen auch, weil wir Funken in einem unbekannten Wind sind. Fahren Sie zu.«

»Das ist etwas anderes.« Der Chauffeur tippte mit einer gewissen Hochachtung an seine Mütze. »Das verstehe ich.«

»Hören Sie«, sagte Ravic, dem ein Verdacht kam. »Sind Sie Russe?«

»Nein. Lese aber allerlei, wenn ich auf Kunden warte.«

Mit Russen habe ich heute kein Glück, dachte Ravic. Er lehnte den Kopf zurück. Kaffee, dachte er. Sehr heißen, schwarzen Kaffee. Hoffentlich haben sie genug. Meine Hände müssen verdammt ruhig sein. Wenn es nicht anders geht, muß Veber mir eine Spritze machen. Aber es wird gehen. Er drehte die Fenster herunter und atmete langsam und tief die feuchte Luft ein.

II

Der kleine Operationsraum war taghell erleuchtet. Er sah aus wie eine hygienische Metzgerei. Eimer mit blutgetränkter Watte standen herum, Verbände und Tupfer lagen zerstreut, und das Rot schrie festlich gegen das viele Weiß. Veber saß im Vorraum an einem lackierten Stahl-tisch und machte Notizen; eine Schwester kochte die Instrumente aus; das Wasser brodelte, das Licht schien zu zischen, und nur der Körper auf dem Tisch lag ganz für sich selbst da – ihn ging das alles nichts mehr an.

Ravic ließ die flüssige Seife über seine Hände rinnen und begann sich zu waschen. Er wusch sich mit ärgerlicher Verbissenheit, als wolle er sich die Haut herunter-scheuern. »Scheiße!« murmelte er vor sich hin. »Verdammte, verfluchte Scheiße!«

Die Operationsschwester sah ihn angewidert an. Veber blickte auf. »Ruhig, Eugénie! Alle Chirurgen fluchen. Besonders, wenn etwas schiefgegangen ist. Sie sollten daran gewöhnt sein.«

Die Schwester warf eine Handvoll Instrumente in das kochende Wasser. »Professor Perrier fluchte nie«, erklärte sie beleidigt. »Und er rettete trotzdem viele Menschen.«

»Professor Perrier war ein Spezialist für Gehirnoperationen. Subtilste Feinmechanik, Eugénie. Wir schneiden in Bäuchen herum. Das ist etwas anderes.« Veber klappte

seine Eintragungen zu und stand auf. »Sie haben gut gearbeitet, Ravic. Aber gegen Pfuscher kann man schließlich nichts machen.«

»Doch – manchmal kann man.« Ravic trocknete sich die Hände ab und zündete sich eine Zigarette an. Die Schwester öffnete in schweigender Mißbilligung ein Fenster. – »Bravo, Eugénie«, lobte Veber. »Immer nach der Vorschrift.«

»Ich habe Pflichten im Leben. Ich möchte nicht gerne in die Luft fliegen.«

»Das ist schön. Eugénie. Und beruhigend.«

»Manche haben eben keine. Und wollen keine haben.«

»Das geht auf Sie, Ravic!« Veber lachte. »Besser, wir verschwinden. Eugénie ist morgens sehr aggressiv. Hier ist sowieso nichts mehr zu tun.«

Ravic sah sich um. Er sah die Schwester mit den Pflichten an. Sie erwiderte furchtlos seinen Blick. Die Brille mit dem Nickelrand gab ihrem kahlen Gesicht etwas Unantastbares. Sie war ein Mensch wie er, aber sie war ihm fremder als ein Baum. »Entschuldigen Sie«, sagte er. »Sie haben recht.«

Auf dem weißen Tisch lag das, was vor ein paar Stunden noch Hoffnung, Atem, Schmerz und zitterndes Leben gewesen war. Jetzt war es nur noch ein sinnloser Kadaver – und der menschliche Automat, Schwester Eugénie genannt, der stolz darauf war, nie einen Fehltritt begangen zu haben, deckte es zu und karrte es fort. Sie sind die ewig Überlebenden, dachte Ravic, das Licht liebt sie nicht, diese Holzseelen, deshalb vergißt es sie und läßt sie lange leben.

»Auf Wiedersehen, Eugénie«, sagte Veber. »Schlafen Sie sich aus, heute.«

»Auf Wiedersehen, Doktor Veber. Danke Herr Doktor.«

»Auf Wiedersehen«, sagte Ravic. – »Entschuldigen Sie mein Fluchen.«

»Guten Morgen«, erwiderte Eugénie eisig.

Veber schmunzelte. »Ein Charakter aus Gußeisen.«

Es war grauer Morgen draußen. Die Müllabfuhrwagen ratteten durch die Straßen. Veber schlug seinen Kragen hoch. »Ekelhaftes Wetter! Soll ich Sie mitnehmen, Ravic?«

»Nein danke. Ich will gehen.«

»Bei dem Wetter? Ich kann Sie vorbeifahren. Es ist kaum ein Umweg.«

Ravic schüttelte den Kopf. »Danke, Veber.«

Veber sah ihn prüfend an. »Sonderbar, daß Sie sich immer noch aufregen, wenn Ihnen jemand unter dem Messer bleibt. Sie sind doch schon fünfzehn Jahre in der Kiste drin und kennen das.«

»Ja. Ich kenne das. Ich rege mich auch nicht auf.«

Veber stand breit und behäbig vor Ravic. Sein großes, rundes Gesicht leuchtete wie ein normannischer Apfel. Der schwarze, gestutzte Schnurrbart war naß vom Regen und glitzerte. Am Bordrande stand ein Buick und glitzerte ebenfalls. Darin würde Veber gleich behaglich nach Hause fahren – in ein rosafarbenes Puppenhaus in der Vorstadt, mit einer sauberen, blitzenden Frau darin und zwei sauberen, blitzenden Kindern, mit einem sauberen, blitzenden Dasein. Wie konnte man ihm etwas er-

klären von dieser atemlosen Spannung, wenn das Messer zum ersten Schnitt ansetzte, wenn die schmale, rote Spur Blutes dem leisen Druck folgte, wenn der Körper sich unter Nadeln und Klammern wie ein vielfacher Vorhang auseinanderfaltete, wenn Organe frei wurden, die nie Licht gesehen hatten, wenn man wie ein Jäger im Dschungel einer Fährte folgte und plötzlich in zerstörten Geweben, in Knollen, in Wucherungen, in Rissen ihm gegenüberstand, dem großen Raubtier Tod, – und den Kampf, in dem man nichts anderes brauchen konnte als eine dünne Klinge und eine Nadel und eine unendlich sichere Hand – wie sollte man ihm erklären, was es bedeutete, wenn dann durch all das blendende Weiß höchster Konzentration auf einmal ein dunkler Schatten in das Blut schlug, ein majestätischer Hohn, der das Messer stumpf zu machen schien, die Nadel brüchig und die Hand schwer, – und wenn dieses Unsichtbare, Rätselhafte, Pulsierende: Leben plötzlich fortebbte unter den machtlosen Händen, zerfiel, angezogen von einem geisterhaften, schwarzen Strudel, den man nicht erreichen und nicht bannen konnte, wenn aus einem Gesicht, das eben noch atmete und Ich war und einen Namen trug, eine namenlose, starre Maske wurde, – diese sinnlose, rebellische Ohnmacht – wie konnte man sie erklären – und was war daran zu erklären?

Ravic zündete sich eine neue Zigarette an. »Einundzwanzig Jahre war das alt«, sagte er.

Veber strich sich mit einem Taschentuch die blanken Tropfen vom Schnurrbart. »Sie haben großartig gearbeitet. Ich könnte das nicht. Daß Sie nicht retten konnten, was

ein Pfuscher versaut hat, das ist etwas, was Sie nichts angeht. Wo kämen wir hin, wenn wir anders dächten?«

»Ja«, sagte Ravic. »Wo kämen wir hin?«

Veber steckte sein Taschentuch ein. »Nach allem, was Sie mitgemacht haben, müßten Sie doch verdammt abgehärtet sein.«

Ravic sah ihn mit einer Spur von Ironie an. »Abgehärtet ist man nie. Man kann sich nur an vieles gewöhnen.«

»Das meine ich.«

»Ja, und an manches nie. Aber das ist schwer herauszufinden. Nehmen wir an, es war der Kaffee. Vielleicht war es wirklich der Kaffee, der mich so wach gemacht hat. Und wir verwechseln das mit Aufregung.«

»Der Kaffee war gut, was?«

»Sehr.«

»Kaffeemachen verstehe ich. Ich hatte so eine Ahnung, daß Sie ihn brauchten, deshalb habe ich ihn selbst gemacht. War was anderes als die schwarze Brühe, die Eugénie gewöhnlich produziert, wie?«

»Nicht zu vergleichen. Im Kaffeemachen sind Sie ein Meister.«

Veber stieg in seinen Wagen. Er startete und beugte sich aus dem Fenster. »Soll ich Sie nicht doch rasch absetzen? Sie müssen verflucht müde sein.«

Wie ein Seehund, dachte Ravic abwesend. Er gleicht einem gesunden Seehund. Aber was soll das schon? Wozu fällt mir das ein? Wozu immer dieses Doppeldenken? »Ich bin nicht müde«, sagte er. »Der Kaffee hat mich geweckt. Schlafen Sie gut, Veber.«

Veber lachte. Seine Zähne blitzten unter dem schwar-

zen Schnurrbart. »Ich gehe nicht mehr schlafen. Ich gehe in meinen Garten arbeiten. Tulpen und Narzissen setzen.«

Tulpen und Narzissen, dachte Ravic. In abgezirkelten Beeten mit sauberen Kieswegen dazwischen. Tulpen und Narzissen – der pfirsichfarbene und goldene Sturm des Frühlings. »Auf Wiedersehen, Veber«, sagte er. »Sie sorgen ja wohl für alles andere.«

»Natürlich. Ich rufe Sie abends noch an. Das Honorar wird niedrig sein, leider. Kaum nennenswert. Das Mädchen war arm und hatte anscheinend keine Verwandten. Wir werden das noch sehen.«

Ravic machte eine abwehrende Bewegung.

»Hundert Francs hat sie Eugénie übergeben. Scheint alles zu sein, was sie hatte. Das waren fünfundzwanzig für Sie.«

»Gut, gut«, sagte Ravic ungeduldig. »Auf Wiedersehen, Veber.«

»Auf Wiedersehen. Bis morgen früh um acht.«

Ravic ging langsam die Rue Lauriston entlang. Wenn es Sommer gewesen wäre, hätte er sich jetzt im Bois irgendwo auf eine Bank in die Morgensonne gesetzt und gedankenlos in das Wasser und auf den grünen Wald gestarrt, bis die Spannung nachgelassen hätte. Dann wäre er ins Hotel gefahren und hätte sich schlafen gelegt.

Er trat in ein Bistro an der Ecke der Rue Boissière. Ein paar Arbeiter und Lastwagenchauffeure standen an der Theke. Sie tranken heißen, schwarzen Kaffee und tunkten Brioches hinein. Ravic sah ihnen eine Weile zu. Da war sicheres, einfaches Leben, ein Dasein, mit Fäusten an-

zupacken, auszuarbeiten, Müdigkeit abends, Essen, eine Frau und schwerer, traumloser Schlaf.

»Einen Kirsch«, sagte er.

Eine schmale, billige Kette aus Golddoublé hatte das sterbende Mädchen um den rechten Fuß getragen – eine dieser Albernheiten, zu denen man nur fähig war, wenn man jung, sentimental und ohne Geschmack war. Eine Kette mit einer kleinen Platte und der Inschrift »Toujours Charles« um den Fuß geschmiedet, so daß man sie nicht abnehmen konnte; eine Kette, die eine Geschichte erzählte von Sonntagen in den Wäldern an der Seine, von Verliebtheit und dummer Jugend, von einem kleinen Juwelier irgendwo in Neuilly, von Nächten im September in einer Dachstube – und dann kam plötzlich das Ausbleiben, das Warten, die Angst – toujours Charles, der nichts mehr von sich hören ließ, die Freundin, die eine Adresse wußte, die Hebamme irgendwo, ein Wachstuch Tisch, reißender Schmerz und Blut, Blut, ein verstörtes altes Weibergesicht, Arme, die einen rasch in ein Taxi drängten, um einen loszuwerden, Tage der Qual und des Verkrochenenseins und schließlich der Transport, das Hospital, die letzten hundert Francs zerknüllt in der heißen, nassen Hand und das: zu spät.

Das Radio begann zu plärren. Einen Tango, zu dem eine nasale Stimme blödsinnige Verse sang. Ravic ertappte sich, wie er die Operation noch einmal durchging. Er kontrollierte jeden Handgriff. Ein paar Stunden vorher wäre vielleicht noch eine Möglichkeit gewesen. Veber hatte telefonieren lassen. Er war nicht im Hotel gewesen. So hatte das Mädchen sterben müssen, weil er am Pont

de l'Alma herumstand. Veber konnte solche Operationen nicht selber machen. Der Irrsinn des Zufalls. Der Fuß mit der Goldkette, schlaff einwärts gedreht. »Komm in mein Boot, der Vollmond scheint«, quäkte der Quetschtenor im Falsett.

Ravic zahlte und ging. Draußen hielt er ein Taxi an. »Fahren Sie zum Osiris.«

Die »Osiris« war ein großes, bürgerliches Bordell mit einer riesigen Bar im ägyptischen Stil.

»Wir schließen gerade«, sagte der Portier. »Niemand mehr da.«

»Niemand?«

»Nur Madame Rolande. Die Damen sind alle fort.«

»Gut.«

Der Portier stampfte mißmutig mit seinen Galoschen auf das Pflaster. »Wollen Sie das Taxi nicht behalten? Sie kriegen später nicht so leicht eines mehr. Hier ist Schluß.«

»Das haben Sie mir bereits einmal gesagt. Ich werde schon noch ein Taxi bekommen.«

Ravic steckte dem Portier ein Paket Zigaretten in die Brusttasche und ging durch die schmale Tür an der Garderobe vorbei in den großen Raum. Die Bar war leer; sie wirkte wie üblich nach einem kleinbürgerlichen Symposium – Lachen von vergossenem Wein, ein paar umgeworfene Stühle, Zigarettenreste auf dem Boden und der Geruch nach Tabak, süßem Parfum und Haut.

»Rolande«, sagte Ravic.

Sie stand vor einem Tisch, auf dem ein Haufen rosa Seidenwäsche lag. »Ravic«, sagte sie ohne Erstaunen. »Spät.

Was willst du? – ein Mädchen oder etwas zu trinken? Oder beides?«

»Wodka. Den polnischen.«

Rolande brachte die Flasche und ein Glas. »Schenk dir selbst ein. Ich muß noch die Wäsche sortieren und aufschreiben. Das Auto der Wäscherei kommt gleich. Wenn man nicht alles notiert, stiehlt die Bande wie eine Schar Elstern. Die Chauffeure, verstehst du? Als Geschenke für ihre Mädchen.«

Ravic nickte. »Laß die Musik spielen, Rolande. Laut.«

»Gut.«

Rolande schaltete den Kontakt ein. Die Musik donnerte mit Pauken und Schlagzeug durch den hohen, leeren Raum wie ein Sturm.

»Zu laut, Ravic?«

»Nein.«

Zu laut? Was war zu laut? Nur die Stille. Die Stille, in der man zersprang wie in einem luftleeren Raum.

»Fertig.« Rolande kam zu Ravic an den Tisch. Sie hatte eine feste Figur, ein klares Gesicht und ruhige, schwarze Augen. Das schwarze, puritanische Kleid, das sie trug, kennzeichnete sie als Aufseherin; es unterschied sie von den fast nackten Huren.

»Trink etwas mit mir, Rolande.«

»Gut.«

Ravic holte ein Glas von der Bar und schenkte ein. Rolande hielt die Flasche zurück, als das Glas halb voll war. »Genug! Ich trinke nicht mehr.«

»Halbleere Gläser sind scheußlich. Laß stehen, was du nicht trinkst.«

»Warum? Das wäre doch Verschwendung.«

Ravic blickte auf. Er sah das verlässliche, vernünftige Gesicht und lächelte. »Verschwendung! Die alte französische Angst. Wozu sparen? Mit dir wird auch nicht gespart.«

»Dies hier ist Geschäft. Das ist etwas anderes.«

Ravic lachte. »Laß uns ein Glas darauf trinken! Was wäre die Welt ohne die Moral des Geschäftes! Ein Haufen Verbrecher, Idealisten und Faulenzer.«

»Du brauchst ein Mädchen«, sagte Rolande. »Ich kann Kiki telefonieren. Sie ist sehr gut. Einundzwanzig Jahre alt.«

»So. Auch einundzwanzig Jahre alt. Das ist heute nichts für mich.« Ravic goß sein Glas wieder voll. »Woran denkst du eigentlich, Rolande, bevor du einschläfst?«

»Meistens an gar nichts. Ich bin zu müde.«

»Und wenn du nicht zu müde bist?«

»An Tours.«

»Warum?«

»Eine Tante von mir hat da ein Haus mit einem Laden drin. Ich habe zwei Hypotheken darauf gegeben. Wenn sie stirbt – sie ist sechsundsiebzig –, bekomme ich das Haus. Ich will dann aus dem Laden ein Café machen. Helle Wände mit Blumenmustern, eine Kapelle, drei Mann: Klavier, Geige, Cello; im Hintergrund eine Bar. Klein und gut. Das Haus liegt in einem guten Viertel. Ich glaube, daß ich es mit neuntausendfünfhundert Francs einrichten kann, mit den Vorhängen und Lampen sogar. Dann will ich noch fünftausend Francs in Reserve haben für die erste Zeit. Und natürlich die Mieten aus der ersten und zweiten Etage. Daran denke ich.«

»Bist du in Tours geboren?«

»Ja. Aber niemand weiß, wo ich seitdem war. Und wenn das Geschäft geht, wird auch niemand sich darum kümmern. Geld deckt alles zu.«

»Nicht alles. Aber vieles.«

Ravic fühlte die Schwere hinter den Augen, die die Stimme langsamer machte. »Ich glaube, ich habe genug«, sagte er und zog ein paar Scheine aus der Tasche. »Wirst du in Tours heiraten, Rolande?«

»Nicht gleich. Aber in ein paar Jahren. Ich habe einen Freund da.«

»Fährst du ab und zu hin?«

»Selten. Er schreibt mir manchmal. An eine andere Adresse natürlich. Er ist verheiratet, aber seine Frau ist im Hospital. Tuberkulose. Höchstens noch ein bis zwei Jahre, sagen die Ärzte. Dann ist er frei.«

Ravic stand auf. »Gott segne dich, Rolande. Du hast einen gesunden Menschenverstand.«

Sie lächelte ohne Misstrauen. Sie fand, daß er recht hatte. Ihr klares Gesicht war nicht eine Spur müde. Es war frisch, als sei sie gerade aufgestanden. Sie wußte, was sie wollte. Das Leben hatte keine Geheimnisse für sie.

Draußen war es heller Tag geworden. Es hatte aufgehört zu regnen. Die Pissiors standen wie kleine Panzertürme an den Straßenecken. Der Portier war verschwunden, die Nacht fortgewischt, der Tag hatte begonnen, und Scharen eiliger Menschen drängten sich an den Eingängen der Untergrundbahnen – als wären es Erdlöcher, in die sie hineinstürzten, um sich einer finsternen Gottheit zu opfern.

Die Frau fuhr vom Sofa hoch. Sie schrie nicht – sie fuhr nur mit einem leichten, unterdrückten Laut auf, stützte sich auf die Ellbogen und erstarrte.

»Ruhig, ruhig«, sagte Ravic. »Ich bin es. Derselbe, der Sie vor ein paar Stunden hergebracht hat.«

Die Frau atmete wieder. Ravic sah sie nur undeutlich; die brennenden elektrischen Birnen mischten sich mit dem Morgen, der durch das Fenster kroch, zu einem gelblich bleichen, kranken Licht. »Ich glaube, wir können das jetzt ausmachen«, sagte er und drehte den Schalter um.

Er fühlte wieder die weichen Hämmer der Trunkenheit hinter der Stirn. »Wollen Sie Frühstück?« fragte er. Er hatte die Frau vergessen gehabt und dann geglaubt, als er seinen Schlüssel geholt hatte, sie sei schon gegangen. Er wäre sie gern losgeworden. Er hatte genug getrunken, die Kulissen seines Bewußtseins hatten sich verschoben, die klirrende Kette der Zeit war zersprungen, und stark und furchtlos umstanden ihn die Erinnerungen und die Träume. Er wollte allein sein.

»Wollen Sie Kaffee?« fragte er. »Es ist das einzige, was hier gut ist.«

Die Frau schüttelte den Kopf. Er sah sie genauer an. »Ist was los? War jemand hier?«

»Nein.«

»Aber irgendwas muß doch los sein. Sie starren mich ja an wie ein Gespenst.«

Die Frau bewegte die Lippen. »Der Geruch«, sagte sie dann.

»Geruch?« wiederholte Ravic verständnislos; »Wodka riecht doch nicht. Kirsch und Brandy auch nicht. Und

Zigaretten rauchen Sie ja selbst. Was ist daran zu erschrecken?»

»Das meine ich nicht –«

»Was denn, Herrgott?«

»Es ist derselbe – derselbe Geruch –«

»Du lieber Himmel, es wird Äther sein«, sagte Ravic, dem es auf einmal einfiel. »Ist es Äther?«

Sie nickte.

»Sind Sie einmal operiert worden?«

»Nein – es ist –«

Ravic hörte nicht mehr zu. Er öffnete das Fenster. »Wird gleich vorbei sein. Rauchen Sie eine Zigarette inzwischen.«

Er ging ins Badezimmer und drehte die Hähne auf. Im Spiegel sah er sein Gesicht. Er hatte ein paar Stunden vorher schon einmal so gestanden. Inzwischen war ein Mensch gestorben. Es war nichts dabei. Jeden Augenblick starben Tausende von Menschen. Es gab Statistiken darüber. Es war nichts dabei. Aber für den einen, der starb, war es alles und wichtiger als die ganze Welt, die weiter kreiste.

Er setzte sich auf den Rand der Wanne und zog die Schuhe aus. Das blieb immer dasselbe. Die Dinge und ihr stummer Zwang. Die Trivialität, die schale Gewohnheit in all dem irrlichternden Vergleiten. Das blühende Ufer des Herzens an den Wassern der Liebe; – aber wer man auch war, Poet, Halbgott oder Idiot – alle paar Stunden wurde man aus seinen Himmeln geholt, um zu urinieren. Dem war nicht zu entgehen! Die Ironie der Natur. Der romantische Regenbogen über Drüsenreflexen und Verdauungsgequirl. Die Organe

der Verückung diabolisch gleichzeitig zur Ausscheidung organisiert. Ravic warf die Schuhe in eine Ecke. Verhaßte Gewohnheit des Ausziehens! Sogar dem war nicht zu entkommen. Nur wer allein lebte, begriff das. Irgendeine verdammte Ergebenheit, ein Aufgehen war darin. Er hatte oft schon in seinen Kleidern geschlafen, um ihr zu entgehen; aber es war nur ein Verschieben. Es war ihr nicht zu entkommen.

Er drehte die Dusche an. Das kühle Wasser strömte über seine Haut. Er atmete tief und trocknete sich ab. Der Trost der kleinen Dinge. Wasser, Atem, abendlicher Regen. Nur wer allein war, kannte auch sie. Dankbare Haut. Leichtes in den dunklen Kanälen hinschießendes Blut. Auf einer Wiese zu liegen. Birken. Weiße Sommerwolken. Der Himmel der Jugend. Wo waren die Abenteuer des Herzens geblieben? Erschlagen von den finsternen Abenteuern des Daseins.

Er ging in das Zimmer zurück. Die Frau hockte in der Ecke des Sofas, die Decke hoch um sich gezogen.

»Kalt?« fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

»Angst?«

Sie nickte.

»Vor mir?«

»Nein.«

»Vor draußen?«

»Ja.«

Ravic schloß das Fenster.

»Danke«, sagte sie.

Er sah auf den Nacken vor sich. Schultern. Etwas, das

atmete. Ein bißchen fremdes Leben – aber Leben. Wärme. Kein erstarrender Körper. Was konnte man sich schon anders geben, als etwas Wärme? Und was war mehr?

Die Frau bewegte sich. Sie zitterte. Sie sah Ravic an. Er spürte, wie die Welle zurückebbte. Die tiefe Kühle ohne Schwere kam. Die Spannung war vorüber. Die Weite kam. Es war, als würde er von einer Nacht auf einem fremden Planeten zurückgenommen. Alles wurde plötzlich einfach, der Morgen, die Frau – es war nichts mehr zu denken.

»Komm«, sagte er.

Sie starrte ihn an.

»Komm«, sagte er ungeduldig.

III

Er wachte auf. Er hatte das Gefühl, beobachtet zu werden. Die Frau war angezogen und saß auf dem Sofa. Aber sie sah ihn nicht an; sie blickte aus dem Fenster. Er hatte erwartet, sie würde längst fort sein. Es war ihm unbehaglich, daß sie noch da war. Er konnte morgens keine Menschen um sich leiden.

Er überlegte, ob er versuchen sollte, weiterzuschlafen; aber es störte ihn, daß sie ihn beobachten konnte. Er beschloß, sie rasch loszuwerden. Wenn sie auf Geld wartete, war es sehr einfach. Es würde auch sonst einfach sein. Er richtete sich auf.

»Sind Sie schon lange auf?«

Die Frau erschrak und drehte sich um. »Ich konnte nicht mehr schlafen. Es tut mir leid, wenn ich Sie geweckt habe.«

»Sie haben mich nicht geweckt.«

Sie stand auf. »Ich wollte fortgehen. Ich weiß nicht, weshalb ich hier noch gesessen habe.«

»Warten Sie. Ich bin gleich fertig. Sie bekommen noch Ihr Frühstück. Den berühmten Kaffee des Hotels. So lange werden wir beide noch Zeit haben.«

Er stand auf und klingelte. Dann ging er ins Badezimmer. Er sah, daß die Frau es benutzt hatte; aber alles war wieder ordentlich gerichtet worden, sogar die

gebrauchten Frottétücher. Während er sich die Zähne putzte, hörte er das Mädchen mit dem Frühstück kommen. Er beeilte sich.

»War es unangenehm?« fragte er, als er herauskam.

»Was?«

»Daß das Zimmermädchen Sie sah. Ich habe nicht daran gedacht.«

»Nein. Sie war auch nicht überrascht.« Die Frau blickte auf das Tablett. Es war für zwei Personen, ohne daß Ravic etwas gesagt hätte.

»Sicher nicht. Dafür sind wir in Paris. Hier ist Ihr Kaffee. Haben Sie Kopfschmerzen?«

»Nein.«

»Gut. Ich habe welche. Aber das ist in einer Stunde vorbei. Hier sind Brioches.«

»Ich kann nichts essen.«

»Doch, Sie können. Sie glauben bloß, Sie könnten nicht. Versuchen Sie es nur.«

Sie nahm ein Brioché. Dann legte sie es wieder hin.

»Ich kann wirklich nicht.«

»Dann trinken Sie den Kaffee und rauchen Sie eine Zigarette. Das ist das Frühstück der Soldaten.«

»Ja.«

Ravic aß. »Sind Sie immer noch nicht hungrig?« fragte er nach einer Weile.

»Nein.«

Die Frau drückte ihre Zigarette aus. »Ich glaube –«, sagte sie und verstummte.

»Was glauben Sie?« fragte Ravic ohne Neugier.

»Ich sollte jetzt gehen.«

»Wissen Sie den Weg? Sie sind hier nahe der Avenue Wagram.«

»Nein.«

»Wo wohnen Sie?«

»Im Hotel Verdun.«

»Das ist wenige Minuten von hier. Ich kann es Ihnen zeigen, draußen. Ich werde Sie ohnehin am Portier vorbeibringen.«

»Ja – aber das ist es nicht –«

Sie schwieg wieder. Geld, dachte Ravic. Geld, wie immer. »Ich kann Ihnen leicht aushelfen, wenn Sie in Verlegenheit sind.« Er zog seine Brieftasche hervor.

»Lassen Sie das! Was soll das?« sagte die Frau schroff.

»Nichts.« Ravic steckte die Brieftasche wieder ein.

»Entschuldigen Sie –« Sie stand auf. »Sie waren – ich muß Ihnen danken – es wäre – die Nacht – ich hätte allein nicht gewußt –«

Ravic fiel ein, was geschehen war. Er hätte es lächerlich gefunden, wenn sie eine Angelegenheit daraus gemacht hätte – aber daß sie ihm dankte, hatte er nicht erwartet, und es war ihm viel unangenehmer.

»Ich hätte wirklich nicht gewußt«, sagte die Frau. Sie stand noch immer unschlüssig vor ihm. Weshalb geht sie nicht? dachte er.

»Aber jetzt wissen Sie –«, sagte er, um etwas zu sagen.

»Nein.« Sie sah ihn offen an. »Ich weiß es noch immer nicht. Ich weiß nur, daß ich etwas tun muß. Ich weiß, daß ich nicht weglaufen kann.«

»Das ist schon viel.« Ravic nahm seinen Mantel. »Ich werde Sie jetzt herunterbringen.«

»Das ist nicht nötig. Sagen Sie mir nur –« Sie zögerte und suchte nach Worten. »Vielleicht wissen Sie – was man tun muß – wenn –«

»Wenn?« fragte Ravic nach einer Weile.

»Wenn jemand gestorben ist«, stieß die Frau hervor und brach plötzlich zusammen. Sie weinte. Sie schluchzte nicht, sie weinte nur, fast ohne Laut.

Ravic wartete, bis sie ruhiger wurde. »Ist jemand gestorben?«

Sie nickte.

»Gestern abend?«

Sie nickte wieder.

»Haben Sie ihn getötet?«

Die Frau starrte ihn an. »Was? Was sagen Sie da?«

»Haben Sie es getan? Wenn Sie mich fragen, was Sie tun sollen, müssen Sie es mir sagen.«

»Er ist gestorben!« schrie die Frau. »Plötzlich –«

Sie verbarg ihr Gesicht.

»War er krank?« fragte Ravic.

»Ja –«

»Hatten Sie einen Arzt?«

»Ja – aber er wollte nicht ins Krankenhaus –«

»War der Arzt gestern da?«

»Nein. Vorher. Vor drei Tagen. Er hat ihn – er schimpfte auf den Arzt und wollte ihn nicht mehr haben.«

»Hatten Sie keinen anderen danach?«

»Wir wußten keinen. Wir sind erst drei Wochen hier. Diesen hatte der Kellner uns besorgt – und er wollte ihn nicht mehr – er sagte – er glaubte, er könne es allein besser –«

»Was hat er gehabt?«

»Ich weiß es nicht. Der Arzt sagte Lungenentzündung – aber er glaubte es nicht – er sagte, alle Ärzte seien Betrüger – und es war auch besser gestern. Dann plötzlich –«

»Warum haben Sie ihn nicht in ein Hospital gebracht?«

»Er wollte nicht – er sagte – er – ich würde ihn betrügen, wenn er fort wäre – er – Sie kennen ihn nicht – es war nichts zu machen.«

»Liegt er noch im Hotel?«

»Ja.«

»Haben Sie dem Hotelbesitzer gemeldet, was geschehen ist?«

»Nein. Als er plötzlich still war – und alles so still – und seine Augen – da habe ich es nicht mehr ausgehalten und bin fortgelaufen.«

Ravic dachte an die Nacht. Er war einen Moment verlegen. Aber es war geschehen und es war egal, für ihn und für die Frau. Besonders die Frau. Es war alles egal für sie gewesen in dieser Nacht und nur das eine wichtig: daß sie sie überstand. Das Leben bestand aus mehr als aus sentimentalen Vergleichen. Die Nacht als Lavigne gehört hatte, daß seine Frau tot war, hatte er im Hurenhaus verbracht. Die Huren hatten ihn gerettet; mit Priestern wäre er nicht durchgekommen. Wer das verstand, verstand es. Erklärungen dafür gab es nicht. Aber es gab Verpflichtungen dadurch.

Er nahm seinen Mantel. »Kommen Sie! Ich werde mit Ihnen gehen. War es Ihr Mann?«

»Nein«, sagte die Frau.

Der Patron des Hotels Verdun war dick. Er hatte kein Haar mehr auf dem Schädel, dafür aber einen gefärbten schwarzen Schnurrbart und schwarze, dichte Augenbrauen. Er stand im Eingangsraum, hinter ihm ein Kellner, ein Zimmermädchen und eine Kassiererin ohne Busen. Es war kein Zweifel, daß er bereits alles wußte. Er tobte auch sofort los, als er die Frau hereinkommen sah. Sein Gesicht verfärbte sich, er fuchtelte mit den fetten, kleinen Händen und strudelte Wut, Entrüstung und, wie Ravic sah, Erleichterung hervor. Als er bei Polizei, Fremden, Verdacht und Gefängnis war, unterbrach Ravic ihn.

»Sind Sie Provençale?« fragte er ruhig.

Der Wirt stoppte. »Nein. Was soll das?« fragte er verblüfft.

»Nichts«, erwiderte Ravic. »Ich wollte Sie nur unterbrechen. Das geht am besten durch eine völlig sinnlose Frage. Sie würden sonst noch eine Stunde geredet haben.«

»Herr! Wer sind Sie! Was wollen Sie?«

»Das ist der erste vernünftige Satz, den Sie bisher gesagt haben.«

Der Wirt hatte sich gefaßt. »Wer sind Sie?« fragte er ruhiger, mit der Vorsicht, unter keinen Umständen einen einflußreichen Mann zu beleidigen.

»Der Arzt.«

Der Wirt sah keine Gefahr mehr. »Wir brauchen hier keinen Arzt mehr«, kollerte er aufs Neue los. »Hier brauchen wir die Polizei.«

Er starrte Ravic und die Frau an. Er erwartete Angst, Protest und Bitten.

»Ein guter Gedanke. Warum ist sie nicht schon hier?

Sie wissen doch schon seit einigen Stunden, daß der Mann tot ist.«

Der Patron erwiderte nichts. Er starrte Ravic nur weiter wütend an.

»Ich will es Ihnen sagen.« Ravic trat einen Schritt näher. »Weil Sie kein Aufsehen wollen Ihrer Gäste wegen. Es gibt eine Menge Leute, die ausziehen, wenn sie so etwas hören. Aber die Polizei wird kommen, das ist das Gesetz. Es liegt nur an Ihnen, es unauffällig zu machen. Das war auch gar nicht Ihre Sorge. Sie hatten Angst, daß man Ihnen durchgegangen sei und Ihnen alles überlassen hätte. Das war unnötig. Außerdem hatten Sie Angst wegen Ihrer Rechnung. Sie wird bezahlt werden. Und jetzt möchte ich den Toten sehen. Ich werde dann für alles andere sorgen.«

Ravic ging an dem Wirt vorbei. »Welche Zimmernummer?« fragte er die Frau.

»Vierzehn.«

»Sie brauchen nicht mitzugehen. Ich kann das alleine machen.«

»Nein. Ich möchte nicht hierbleiben.«

»Es ist einfacher, wenn Sie nichts mehr sehen.«

»Nein. Ich will nicht hierbleiben.«

»Gut. Wie Sie wollen.«

Das Zimmer war niedrig und lag nach der Straße. An der Tür drängten sich ein paar Zimmermädchen, Hausknechte und Kellner. Ravic schob sie beiseite. Der Raum hatte zwei Betten; in dem an der Wand lag der Mann. Er lag gelb und steif da wie eine Figur aus Kirchenwachs, mit

krausen, schwarzen Haaren in einem roten Seidenpyjama. Die Hände waren zusammengelegt. Neben ihm auf dem Nachttisch stand eine kleine, billige hölzerne Madonna, auf deren Gesicht Spuren von Lippenstift waren. Ravic nahm sie hoch; »made in Germany« stand auf dem Rücken eingedruckt. Ravic sah das Gesicht des Toten an; er hatte kein Lippenrouge auf den Lippen. Er sah auch nicht so aus. Die Augen waren halb offen; eines mehr als das andere – das gab dem Körper einen sehr gleichgültigen Ausdruck, als wäre er in einer ewigen Langeweile erstarrt.

Ravic beugte sich über ihn. Er musterte die Flaschen auf dem Tisch neben dem Bett und untersuchte den Körper. Keine Spur irgendeiner Gewalt. Er richtete sich auf. »Wie hieß der Arzt, der hier war?« fragte er die Frau. »Wissen Sie seinen Namen?«

»Nein.«

Er sah sie an. Sie war sehr blaß. »Setzen Sie sich einmal da herüber. Dort drüben auf den Stuhl in der Ecke. Und bleiben Sie dort sitzen. Ist der Kellner hier, der Ihnen den Arzt besorgt hat?«

Er blickte auf die Gesichter in der Tür. Auf allen lag der gleiche Ausdruck: Grauen und Gier. »François hat die Etage«, sagte die Scheuerfrau, die einen Besen wie einen Speer in der Hand hielt.

»Wo ist François?«

Ein Kellner drängte sich durch. »Wie hieß der Arzt, der hier war?«

»Bonnet. Charles Bonnet.«

»Haben Sie seine Telephonnummer?«

Der Kellner kramte sie hervor. »Passy 27 43.«

»Gut.« Ravic sah, daß das Gesicht des Wirtes auftauchte. »Wir wollen jetzt einmal die Tür schließen. Oder haben Sie ein Interesse daran, daß man auch noch von der Straße hereinkommt?«

»Nein! Raus! Alle raus! Was steht ihr überhaupt hier rum und stiehlt die Zeit, die ich euch bezahle?«

Der Wirt trieb die Angestellten hinaus und schloß die Tür. Ravic nahm das Telephon ab. Er rief Veber an und sprach eine Weile mit ihm. Dann rief er die Passy-Nummer an. Bonnet war in seinem Sprechzimmer. Er bestätigte, was die Frau gesagt hatte. »Der Mann ist gestorben«, sagte Ravic. »Können Sie herüberkommen, den Totenschein ausstellen?«

»Der Mann hat mich herausgeworfen. In der beleidigendsten Weise.«

»Er wird Sie jetzt nicht mehr beleidigen.«

»Er hat mir mein Honorar nicht bezahlt. Dafür hat er mich einen habgierigen Kurpfuscher genannt.«

»Würden Sie kommen, damit man Ihnen die Rechnung bezahlt?«

»Ich kann jemand schicken.«

»Es ist besser, Sie kommen selbst. Sonst bekommen Sie Ihr Geld nie.«

»Gut«, sagte Bonnet nach einigem Zögern. »Aber ich unterschreibe nichts, ehe ich nicht bezahlt bin. Dreihundert Francs macht es.«

»Schön. Dreihundert Francs. Sie werden sie bekommen.«

Ravic hängt ab. »Tut mir leid, daß Sie das mit anhören mußten«, sagte er zu der Frau. »Es war nicht anders zu machen. Wir brauchen den Mann.«

Die Frau holte bereits einige Scheine hervor. »Es macht nichts«, erwiderte sie. »So etwas ist nichts Neues für mich. Hier ist das Geld.«

»Warten Sie noch damit. Er kommt gleich. Sie können es ihm dann geben.«

»Können Sie den Totenschein nicht selbst ausstellen?« fragte die Frau.

»Nein«, sagte Ravic. »Dafür brauchen wir einen französischen Arzt. Am einfachsten den, der ihn behandelt hat.«

Als Bonnet die Tür hinter sich schloß, wurde es plötzlich still. Viel stiller, als wenn nur ein einzelner Mensch das Zimmer verlassen hätte. Der Autolärm von der Straße bekam etwas Blechernes, als pralle er gegen eine Wand schwerer Luft, durch die er nur mühsam sickerte. Nach dem Hin und Her der Stunde vorher begann der Tote jetzt zum ersten Male da zu sein. Sein mächtiges Schweigen füllte den billigen Raum, und es war gleichgültig, ob er glänzend rote Seidenpyjamas trug – er herrschte, wie selbst ein toter Clown herrscht –, weil er sich nicht mehr bewegte. Was lebte, bewegte sich – und was sich bewegte, konnte Kraft haben und Grazie und Lächerlichkeit –, aber nicht die fremde Majestät dessen, das sich nie mehr bewegen, sondern nur noch zerfallen konnte. Das Vollendete allein hatte es – und der Mensch war nur im Tode vollendet – und nur für kurze Zeit.

»Sie waren nicht verheiratet?« fragte Ravic.

»Nein. Warum?«

»Das Gesetz. Die Hinterlassenschaft. Die Polizei wird

eine Aufstellung darüber machen, was Ihnen und was ihm gehört. Was Ihnen gehört hat, behalten Sie. Was ihm gehört, wird von der Polizei festgehalten. Für Angehörige, die sich melden sollten. Hat er welche?«

»Nicht in Frankreich.«

»Sie haben mit ihm gelebt?«

Die Frau antwortete nicht.

»Lange?«

»Zwei Jahre.«

Ravic sah sich um. »Haben Sie keine Koffer?«

»Doch – sie waren hier – dort, drüben an der Wand. Gestern abend noch.«

»Aha, der Wirt.« Ravic öffnete die Tür. Die Putzfrau mit dem Besen prallte zurück. »Mutter«, sagte er. »Für Ihr Alter sind Sie zu neugierig. Rufen Sie den Wirt.«

Die Putzfrau wollte protestieren.

»Sie haben recht«, unterbrach Ravic. »In Ihrem Alter hat man nur noch die Neugier. Aber rufen Sie den Wirt.«

Die Alte muffelte etwas, schob den Besen vor sich her und entschwand.

»Es tut mir leid«, sagte Ravic. »Doch es hilft nichts. Es mag roh aussehen, aber wir müssen es besser jetzt gleich machen. Es ist einfacher, wenn Sie es im Augenblick vielleicht auch nicht verstehen.«

»Ich verstehe es«, sagte die Frau.

Ravic sah sie an. »Sie verstehen es?«

»Ja.«

Der Wirt kam herein, einen Zettel in der Hand. Er klopfte nicht an.

»Wo sind die Koffer?« fragte Ravic.

»Zuerst einmal die Rechnung. Hier. Erst wird die Rechnung bezahlt.«

»Zuerst einmal die Koffer. Niemand hat sich bis jetzt geweigert, die Rechnung zu bezahlen. Das Zimmer ist immer noch vermietet. Das nächstmal klopfen Sie an, wenn Sie hereinkommen. Geben Sie die Rechnung her und lassen Sie die Koffer bringen.«

Der Wirt starrte ihn wütend an. »Sie werden Ihr Geld bekommen«, sagte Ravic.

Der Patron zog ab. Er warf die Tür hinter sich zu.

»Ist Geld in den Koffern?« fragte Ravic die Frau.

»Ich – nein, ich glaube nicht.«

»Wissen Sie, wo es ist? In seinem Anzug? Oder war keins da?«

»Er hatte Geld in seiner Brieftasche.«

»Wo ist sie?«

»Unter –«, die Frau zögerte. »Unter seinem Kopfkissen hatte er sie meistens.«

Ravic stand auf. Er hob vorsichtig das Kopfkissen mit dem Kopf des Toten und holte darunter eine lederne, schwarze Brieftasche hervor. Er gab sie der Frau. »Nehmen Sie das Geld heraus und alles, was wichtig für Sie ist. Rasch. Es ist keine Zeit für Sentimentalität. Sie müssen leben. Zu was sonst ist es nütze? Soll es bei der Polizei verschimmeln?«

Er blickte eine Minute aus dem Fenster. Ein Lastwagenchauffeur beschimpfte auf der Straße einen Kutscher mit einem von zwei Pferden gezogenen Grünkramwagen. Er beschimpfte ihn mit der vollen Überlegenheit, die ein schwerer Motor verleiht. Ravic wandte sich um. »Fertig?«

»Ja.«

»Geben Sie mir die Brieftasche wieder zurück.«

Er schob sie unter das Kissen. Er fühlte, daß sie dünner war, als vorher. »Packen Sie die Sachen in Ihre Handtasche«, sagte er.

Sie tat es gehorsam. Ravic nahm die Rechnung und sah sie durch. »Haben Sie hier schon einmal eine Rechnung bezahlt?«

»Ich weiß es nicht. Ich glaube schon.«

»Dies ist eine Rechnung für zwei Wochen. Bezahlte –« Ravic zögerte einen Moment. Es schien ihm sonderbar, von dem Toten als Herrn Raczinsky zu sprechen. »Wurden die Rechnungen immer pünktlich bezahlt?«

»Ja, immer. Er sagte oft, daß – in seiner Lage es wichtig wäre, immer pünktlich da zu zahlen, wo man mußte.«

»Dieser Halunke von Wirt! Haben Sie eine Ahnung, wo die letzte Rechnung sein kann?«

Es klopfte. Ravic konnte sich nicht enthalten zu lächeln. Der Hausknecht brachte die Koffer herein. Der Wirt folgte ihm. »Sind das alle?« fragte Ravic die Frau.

»Ja.«

»Natürlich sind das alle«, grunzte der Wirt. »Was dachten Sie denn?«

Ravic nahm einen kleinen Koffer. »Haben Sie einen Schlüssel dazu? Nein? Wo können die Schlüssel sein?«

»Im Schrank. In seinem Anzug.«

Ravic öffnete den Schrank. Er war leer. »Nun?« fragte er den Wirt.

Der Wirt wandte sich an den Valet: »Nun?« fauchte er.

»Der Anzug ist draußen«, stotterte der Valet.

»Warum?«

»Zum Bürsten und Reinigen.«

»Das braucht er wohl nicht mehr«, sagte Ravic.

»Bring ihn sofort herein, verdammter Dieb«, schnauzte der Wirt.

Der Hausdiener gab ihm einen kuriosen, zwinkern-den Blick und ging. Gleich darauf brachte er den Anzug herein. Ravic schüttelte das Jackett, dann die Hose. Es klirrte in der Hose. Ravic zögerte einen Moment. Sonderbar, in die Hosentasche eines toten Mannes zu greifen. Als wäre der Anzug mitgestorben. Und sonderbar, so zu denken. Ein Anzug war ein Anzug.

Er nahm die Schlüssel heraus und öffnete die Koffer. Obenauf lag eine Segeltuchmappe. »Ist es diese?« fragte er die Frau.

Sie nickte.

Ravic fand die Rechnung sofort. Sie war quittiert. Er zeigte sie dem Wirt. »Sie haben eine Woche zu viel gerechnet.«

»So?« schnappte der Patron zurück. »Und dann der Ärger? Die Schweinerei? Die Aufregung? Das ist wohl nichts, was? Daß ich meine Galle wieder fühle, das ist wohl inbegriffen, wie? Sie haben ja selbst gesagt, daß Gäste ausziehen werden! Der Schaden ist viel höher! Und das Bett? Das Zimmer, das ausgeschwefelt werden muß? Das Betttuch, das verdreckt ist?«

»Das Betttuch ist auf der Rechnung. Außerdem ein Dinner für 25 Francs, das er gestern abend noch gegessen haben soll. Haben Sie etwas gegessen, gestern?« fragte er die Frau.

»Nein. Aber kann ich es nicht einfach bezahlen? Es ist – ich möchte es rasch erledigen.«

Rasch erledigen, dachte Ravic. Wir kennen das. Und dann – die Stille und der Tote. Die Keulenschläge des Schweigens. Besser so – wenn es auch scheußlich ist. Er nahm einen Bleistift vom Tisch und rechnete. Dann gab er die Rechnung an den Wirt zurück. »Einverstanden?«

Der Patron warf einen Blick auf die Endziffer. »Ich bin doch nicht verrückt!«

»Einverstanden?« fragte Ravic noch einmal.

»Wer sind Sie überhaupt? Was mischen Sie sich hier ein?«

»Ich bin der Bruder«, sagte Ravic. »Einverstanden?«

»Plus zehn Prozent Service und Steuer. Sonst nicht.«

»Gut.« Ravic fügte die Ziffer hinzu. »Sie haben zweihundertzweiundneunzig Francs zu zahlen«, sagte er zu der Frau.

Sie nahm drei Hundertfrancs-Scheine aus der Tasche und gab sie dem Wirt, der sie nahm und sich zum Gehen wandte. »Um sechs Uhr muß das Zimmer geräumt sein. Sonst rechnet es für einen anderen Tag.«

»Acht Francs zurück«, sagte Ravic.

»Und der Concierge?«

»Den zahlen wir selbst. Die Trinkgelder auch.«

Der Wirt zahlte mürrisch acht Francs auf den Tisch. »Sales étrangers«, murmelte er und verließ das Zimmer.

»Der Stolz mancher französischer Hoteliers besteht darin, daß sie die Fremden hassen, von denen sie leben.« Ravic bemerkte den Hausknecht, der mit einem Trinkgeldgesicht noch an der Tür stand. »Hier –«

Der Valet besah den Schein zuerst. »Merci Monsieur«, erklärte er dann und ging.

»Jetzt kommt noch die Polizei, und dann kann er abgeholt werden«, sagte Ravic und sah die Frau an. Sie saß still in der Ecke zwischen den Koffern in der leise einfallenden Dämmerung. »Wenn man tot ist, ist man sehr wichtig – wenn man lebt, kümmert sich niemand.« Er sah die Frau noch einmal an. »Wollen Sie nicht hinuntergehen? Es muß unten so etwas wie ein Schreibraum sein.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich kann mit Ihnen gehen. Ein Freund von mir kommt her, um die Sache mit der Polizei zu erledigen. Doktor Veber. Wir können unten auf ihn warten.«

»Nein. Ich möchte hier bleiben.«

»Sie können nichts tun. Warum wollen Sie hier bleiben?«

»Ich weiß nicht. Er – wird nicht mehr lange da sein. Und ich bin oft – er war nicht glücklich mit mir. Ich war oft fort. Jetzt will ich hier bleiben.«

Sie sagte das ruhig, ohne Sentimentalität.

»Er weiß nichts mehr davon«, sagte Ravic.

»Das ist es nicht –«

»Gut. Dann werden Sie hier etwas trinken. Sie brauchen das.«

Ravic wartete nicht auf Antwort. Er klingelte. Der Kellner erschien überraschend schnell. »Bringen Sie zwei große Kognaks.«

»Hierher?«

»Ja. Wohin sonst?«

»Sehr wohl, mein Herr.«

Der Kellner brachte zwei Gläser und eine Flasche Courvoisier. Er blickte in die Ecke, wo das Bett weiß in der Dämmerung schimmerte. »Soll ich Licht machen?« fragte er.

»Nein. Aber Sie können die Flasche hier lassen.«

Der Kellner stellte das Tablett auf den Tisch und verschwand mit einem zweiten Blick auf das Bett, so rasch er konnte.

Ravic nahm die Flasche und goß die Gläser voll. »Trinken Sie das. Es wird Ihnen guttun.«

Er erwartete, daß die Frau sich weigern würde und er ihr zureden müsse. Aber sie trank das Glas ohne Zögern aus.

»Ist in den Koffern, die Ihnen nicht gehören, noch etwas Wichtiges?«

»Nein.«

»Etwas, das Sie behalten möchten. Das nützlich für Sie ist? Wollen Sie nicht nachsehen?«

»Nein. Es ist nichts drin. Ich weiß es.«

»Auch nicht in dem kleinen Koffer?«

»Vielleicht. Ich weiß nicht, was er darin hatte.«

Ravic nahm den Koffer, stellte ihn auf einen Tisch am Fenster und öffnete ihn. Ein paar Flaschen; etwas Wäsche; ein paar Notizbücher; ein Kasten mit Wasserfarben; einige Pinsel; ein Buch; in einem Seitenfach der Segeltuchmappe, in Seidenpapier gewickelt, zwei Geldscheine. Er hielt sie gegen das Licht. »Hier sind hundert Dollars«, sagte er. »Nehmen Sie das. Davon können Sie eine Zeitlang leben. Den Koffer werden wir zu den Ihren stellen. Er kann ebensogut Ihnen gehört haben.«

»Danke«, sagte die Frau.

»Es ist möglich, daß Sie das alles jetzt scheußlich finden. Aber es muß getan werden. Es ist wichtig für Sie. Es gibt Ihnen ein Stück Zeit.«

»Ich finde es nicht scheußlich. Ich hätte es nur nicht selbst tun können.«

Ravic schenkte die Gläser voll. »Trinken Sie das noch.«

Sie trank das Glas langsam aus. »Besser?« fragte er.

Sie sah ihn an. »Nicht besser und nicht schlechter. Gar nichts.« Sie saß undeutlich in der Dämmerung. Manchmal huschte der rote Schein einer Lichtreklame über ihr Gesicht und ihre Hände. »Ich kann nichts denken«, sagte sie, »solange er da ist.«

Die beiden Ambulanzgehilfen schlugen die Decke zurück und schoben die Bahre neben das Bett. Dann hoben sie den Körper hinüber. Sie taten es rasch und geschäftsmäßig. Ravic stand dicht neben der Frau für den Fall, daß sie ohnmächtig werden würde. Bevor die Gehilfen den Körper zudeckten, bückte er sich und nahm die kleine hölzerne Madonna vom Nachttisch. »Ich glaube, das gehört Ihnen«, sagte er. »Wollen Sie es nicht behalten?«

»Nein.«

Er gab ihr die Figur. Sie nahm sie nicht. Er öffnete den kleinen Koffer und legte sie hinein.

Die Ambulanzgehilfen deckten ein Tuch über den Leichnam. Dann hoben sie die Bahre auf. Die Tür war schmal, und der Korridor draußen war nicht breit. Sie versuchten hindurchzukommen, aber es war unmöglich. Die Bahre stieß an.

»Wir müssen ihn herunternehmen«, sagte der Ältere.
»Wir kommen nicht um die Ecke mit ihm.«

Er sah Ravic an. »Kommen Sie«, sagte Ravic zu der Frau. »Wir können unten warten.«

Die Frau schüttelte den Kopf.

»Gut«, sagte er zu dem Gehilfen. »Tun Sie, was nötig ist.«

Die beiden hoben den Körper an den Füßen und an den Schultern auf und legten ihn auf den Fußboden. Ravic wollte etwas sagen. Er sah die Frau an. Sie rührte sich nicht. Er schwieg. Die Gehilfen trugen die Bahre hinaus. Dann kamen sie in die Dämmerung zurück und holten den Körper in den trübe beleuchteten Korridor. Ravic ging ihnen nach. Sie mußten den Körper sehr hoch heben, um die Treppe zu passieren. Ihre Köpfe schwollen an und wurden rot und feucht unter dem Gewicht, und der Tote schwebte schwer über ihnen. Ravic sah ihnen nach, bis sie unten waren. Dann ging er zurück.

Die Frau stand am Fenster und sah hinaus. Auf der Straße das Auto. Die Gehilfen schoben die Bahre hinein, wie ein Bäcker Brot in einen Ofen. Dann kletterten sie auf die Sitze, der Motor heulte auf, als schrie jemand aus der Erde, und der Wagen schoß in einer scharfen Kurve um die Ecke.

Die Frau drehte sich um. »Sie hätten vorher weggehen sollen«, sagte Ravic. »Wozu mußten Sie das letzte noch sehen?«

»Ich konnte nicht. Ich konnte nicht vor ihm gehen. Verstehen Sie das nicht?«

»Ja. Kommen Sie. Trinken Sie noch ein Glas.«

»Nein.«

Veber hatte den Lichtschalter angedreht, als die Polizei und die Ambulanz kam. Der Raum erschien jetzt größer, seit der Körper fort war. Größer und sonderbar tot, als wäre der Körper fortgegangen und der Tod allein geblieben.

»Wollen Sie hier im Hotel bleiben? Doch sicher nicht?«

»Nein.«

»Haben Sie Bekannte hier?«

»Nein. Niemand.«

»Wissen Sie ein Hotel, in das Sie möchten?«

»Nein.«

»In der Nähe hier ist ein kleines Hotel, ähnlich wie dieses. Sauber und ehrlich. Wir können dort etwas für Sie finden. Hotel Milan.«

»Kann ich nicht in das Hotel gehen, wo – in Ihr Hotel?«

»Ins International?«

»Ja. Ich – es ist – ich kenne es nun schon etwas –. Es ist besser als ein ganz unbekanntes.«

»Das International ist kein gutes Hotel für Frauen«, sagte Ravic. Das fehlte noch, dachte er. Im selben Hotel. Ich bin kein Krankenwärter. Und dann – vielleicht dachte sie, er hätte bereits eine Verpflichtung. Es gab das. »Ich kann Ihnen nicht dazu raten«, sagte er schroffer, als er gewollt hatte. »Es ist immer überfüllt. Mit Réfugiés. Besser, Sie gehen zum Hotel Milan. Wenn es Ihnen nicht gefällt, können Sie es ja immer noch wechseln.«

Die Frau sah ihn an. Er hatte das Gefühl, daß sie wußte, was er dachte, und er war beschämt. Aber es war besser, einen Augenblick beschämt zu sein und dafür später Ruhe zu haben.

»Gut«, sagte die Frau. »Sie haben recht.«

Ravic ließ die Koffer herunter in ein Taxi bringen. Das Hotel Milan war nur wenige Minuten entfernt. Er mietete ein Zimmer und ging mit der Frau hinauf. Es war ein Raum im zweiten Stock mit einer Tapete mit Rosengirlanden, einem Bett, einem Schrank und einem Tisch mit zwei Stühlen.

»Ist das genug?« fragte er.

»Ja. Sehr gut.«

Ravic musterte die Tapete. Sie war schauerhaft. »Es scheint immerhin hell zu sein«, sagte er. »Hell und sauber.«

»Ja.«

Die Koffer wurden heraufgebracht. »So, jetzt haben Sie alles hier.«

»Ja. Danke. Danke vielmals.«

Die Frau saß auf dem Bett. Ihr Gesicht war sehr blaß und verwaschen. »Sie sollten schlafen gehen. Glauben Sie, daß Sie es können?«

»Ich werde es versuchen.«

Ravic zog eine Aluminiumröhre aus der Tasche und schüttelte ein paar Tabletten heraus. »Hier ist etwas zum Schlafen. Mit einem Glas Wasser. Wollen Sie es jetzt nehmen?«

»Nein, später.«

»Gut. Ich werde jetzt gehen. In den nächsten Tagen werde ich nach Ihnen fragen. Versuchen Sie, so bald wie möglich zu schlafen. Hier ist die Adresse des Beerdingungsinstituts, wenn Sie noch etwas zu tun haben. Gehen Sie nicht hin. Denken Sie an sich. Ich werde nach Ihnen

fragen.« Ravic zögerte einen Moment. »Wie heißen Sie?« fragte er.

»Madou. Joan Madou.«

»Joan Madou. Gut. Ich werde das behalten.« Er wußte, daß er es nicht behalten würde und daß er nicht nachfragen würde. Aber da er es wußte, wollte er den Schein aufrechterhalten. »Ich werde es doch lieber aufschreiben«, sagte er und zog einen Rezeptblock aus der Tasche. »Hier – wollen Sie es selbst schreiben? Es ist einfacher.«

Sie nahm den Block und schrieb ihren Namen. Er blickte darauf, riß das Blatt ab und steckte es in die Seitentasche seines Mantels. »Gehen Sie gleich schlafen«, sagte er. »Morgen sieht alles anders aus. Es klingt albern und abgegriffen, aber es ist wahr; alles, was Sie jetzt brauchen, ist Schlaf und etwas Zeit. Eine gewisse Zeit, die Sie überstehen müssen. Wissen Sie das?«

»Ja, ich weiß es.«

»Nehmen Sie die Tabletten und schlafen Sie.«

»Ja. Danke. Danke für alles – ich weiß nicht, was ich getan hätte ohne Sie. Ich weiß es wirklich nicht.«

Sie gab ihm die Hand. Sie war kühl, aber sie hatte einen festen Druck. Gut, dachte er. Etwas von einem Entschluß ist schon da.

Ravic trat auf die Straße hinaus. Er atmete den Wind, der feucht und weich war. Automobile, Menschen, ein paar fremde Huren bereits an den Ecken, Brasserien, Bistros, der Geruch nach Tabak, Apéritifs und Benzin – schwankendes, rasches Leben. Er blickte die Hausfront hinauf. Ein paar erleuchtete Fenster. Hinter einem davon saß jetzt die Frau und starrte vor sich hin. Er zog den Zettel mit

dem Namen aus der Tasche, zerriß ihn und warf ihn fort. Vergessen. Welch ein Wort. Voll von Grauen, Trost und Gespensterei! Wer konnte leben, ohne zu vergessen? Aber wer konnte genug vergessen? Die Schlacken der Erinnerung, die das Herz zerrissen. Erst wenn man nichts mehr hatte, für das man lebte, war man frei.

Er ging zum Étoile. Eine große Menschenmenge füllte den Platz. Hinter dem Arc de Triomphe waren Scheinwerfer. Sie beleuchteten das Grab des Unbekannten Soldaten. Eine riesige blauweiße Fahne wehte darüber im Winde. Es war der zwanzigste Jahrestag des Waffenstillstandes von 1918.

Der Himmel war bedeckt, und die Strahlen der Scheinwerfer warfen den Schatten der Fahne matt, verwischt und zerrissen gegen die ziehenden Wolken. Es sah aus, als versinke dort ein zerfetztes Banner in der langsam tiefer werdenden Dunkelheit. Eine Militärkapelle spielte irgendwo. Es klang dünn und blechern. Niemand sang. Die Menge stand schweigend. »Waffenstillstand«, sagte eine Frau neben Ravic. »Mein Mann ist im letzten Krieg gefallen. Jetzt ist mein Sohn dran. Waffenstillstand! Wer weiß, was noch kommen wird –«

IV

Die Fiebertabelle über dem Bett war neu und leer. Nur der Name stand darauf. Lucienne Martinet. Butte Chaumont, Rue Clavel.

Das Mädchen lag grau in den Kissen. Es war am Abend vorher operiert worden. Ravic prüfte vorsichtig das Herz. Dann richtete er sich auf. »Besser«, sagte er. »Die Blutübertragung hat ein kleines Wunder gewirkt. Wenn sie bis morgen durchhält, hat sie eine Chance.«

»Gut«, sagte Veber. »Gratuliere. Es sah nicht so aus. Hundertvierzig Puls und achtzig Blutdruck; Coffein, Coramin – das war verdammt nahe daran.«

Ravic zuckte die Achseln. »Da ist nichts zu gratulieren. Sie ist früher gekommen als die andere. Die mit der Goldkette um den Fuß. Das ist alles.«

Er deckte das Mädchen zu. »Das ist der zweite Fall in einer Woche. Wenn das so weitergeht, werden Sie noch eine Klinik für verpfuschte Aborte in der Butte Chaumont. War die andere nicht auch daher?«

Veber nickte. »Ja, auch von der Rue Clavel. Kannten sich wahrscheinlich und waren bei derselben Hebamme. Kam sogar um dieselbe Zeit, abends, wie die andere. Gut, daß ich Sie noch im Hotel erreicht habe. Dachte schon, Sie wären nicht mehr da.«

Ravic sah ihn an. »Wenn man im Hotel wohnt, ist man

meistens abends nicht da, Veber, – Hotelzimmer im November sind nichts besonders Trostvolles.«

»Das kann ich mir vorstellen. Aber weshalb wohnen Sie dann eigentlich immer noch im Hotel?«

»Es ist bequem und unpersönlich. Man ist allein und doch nicht allein.«

»Wollen Sie das?«

»Ja.«

»Das können Sie anderswie doch auch. Wenn Sie sich ein kleines Appartement mieten, haben Sie es doch ebenso.«

»Vielleicht.« Ravic beugte sich wieder über das Mädchen.

»Finden Sie nicht auch, Eugénie?« fragte Veber.

Die Operationsschwester blickte auf. »Herr Ravic wird das nie tun«, sagte sie kalt.

»Doktor Ravic, Eugénie«, korrigierte Veber. »Er war Chefchirurg eines großen Hospitals in Deutschland. Viel mehr als ich.«

»Hier –«, begann die Schwester und rückte ihre Brille zurecht.

Veber winkte rasch ab. »Gut! Gut! Wir wissen das alles. Hier erkennt der Staat keine ausländischen Examen an. Blödsinnig genug! Aber woher wissen Sie so genau, daß er kein Appartement nehmen wird?«

»Herr Ravic ist ein verlorener Mensch; er wird nie ein Heim gründen.«

»Was?« fragte Veber verblüfft. »Was reden Sie da?«

»Herrn Ravic ist nichts mehr heilig. Das ist der Grund.«

»Bravo«, sagte Ravic vom Bett des Mädchens her.

»Hat man so etwas schon mal gehört?« Veber starrte Eugénie an.

»Fragen Sie ihn nur selbst, Doktor Veber.«

Ravic richtete sich auf. »Sie haben ins Schwarze getroffen, Eugénie. Aber wenn einem nichts mehr heilig ist, wird einem alles auf eine menschlichere Weise wieder heilig. Man verehrt den Funken Leben, der selbst in einem Regenwurm pulst und ihn ab und zu ans Licht treibt. Das soll kein Vergleich sein.«

»Sie können mich nicht treffen. Sie haben keinen Glauben.« Eugénie strich sich energisch den weißen Kittel über der Brust zurecht. »Ich habe gottlob meinen Glauben.«

Ravic griff nach seinem Mantel. »Glaube macht leicht fanatisch. Deshalb haben alle Religionen so viel Blut gekostet.« Er grinste offen. »Toleranz ist die Tochter des Zweifels, Eugénie. Sind Sie mit all Ihrem Glauben nicht viel aggressiver gegen mich als ich verlorener Ungläubiger gegen Sie?«

Veber lachte. »Da haben Sie es, Eugénie. Antworten Sie nicht. Es wird nur noch schlimmer!«

»Meine Würde als Frau –«

»Gut!« unterbrach Veber sie. »Bleiben Sie dabei! Das ist immer gut. Ich muß jetzt fort. Habe noch im Büro zu tun. Kommen Sie, Ravic. Guten Morgen, Eugénie.«

»Guten Morgen, Doktor Veber.«

»Guten Morgen, Schwester Eugénie«, sagte Ravic.

»Guten Morgen«, erwiderte Eugénie mühsam und erst, nachdem Veber sich nach ihr umgesehen hatte.

Vebers Büro war vollgestopft mit Möbeln aus der Empirezeit; weiß, golden und zerbrechlich. Über dem Schreibtisch hingen Photographien seines Hauses und seines Gartens. An der Längswand stand eine breite, moderne Chaiselongue. Veber schlief darauf, wenn er nachts einmal da blieb. Die Klinik gehörte ihm.

»Was wollen Sie trinken, Ravic? Kognak oder Dubonnet?«

»Kaffee, wenn Sie noch welchen dahaben.«

»Natürlich.« Veber stellte die Maschine auf den Schreibtisch und schaltete den Kontakt ein. Dann wandte er sich an Ravic. »Können Sie mich heute nachmittag in der Osiris vertreten?«

»Selbstverständlich.«

»Macht es Ihnen nichts?«

»Nicht das geringste. Ich habe nichts vor.«

»Gut. Ich brauche dann nicht extra wieder hereinzufahren. Kann in meinem Garten arbeiten. Ich hätte Fauchon gefragt, aber er ist in Urlaub.«

»Unsinn«, sagte Ravic. »Ich habe es doch schon oft genug gemacht.«

»Das ist richtig. Immerhin –«

»Immerhin gibt es heutzutage nicht mehr. Nicht für mich.«

»Ja. Idiotisch genug, daß ein Mann mit Ihrem Können hier nicht offiziell arbeiten darf und sich als schwarzer Chirurg verstecken muß.«

»Aber Veber! Das ist doch schon eine alte Geschichte. Geht ja allen Ärzten so, die aus Deutschland geflüchtet sind.«

»Trotzdem! Es ist lächerlich! Sie machen Durants schwierigste Operationen, und er macht sich einen Namen damit.«

»Besser, als wenn er sie selbst machte.«

Veber lachte. »Ich sollte nicht reden. Sie machen meine ja auch. Aber schließlich bin ich hauptsächlich Frauenarzt und kein Spezialist als Chirurg.«

Die Kaffeemaschine begann zu pfeifen. Veber stellte sie ab. Er holte Tassen aus einem Schrank und goß den Kaffee ein. »Eines verstehe ich nicht, Ravic«, sagte er. »Weshalb wohnen Sie wirklich noch immer in dieser Bude, dem International? Warum mieten Sie sich nicht eines dieser neuen Appartements in der Nähe des Bois? Ein paar Möbel können Sie überall billig kaufen. Dann wissen Sie doch wenigstens, was Sie haben.«

»Ja«, sagte Ravic. »Dann wüßte ich, was ich hätte.«

»Na also, warum tun Sie es nicht?«

Ravic trank einen Schluck Kaffee. Er war bitter und sehr stark. »Veber«, sagte er. »Sie sind ein prächtiges Beispiel für die Krankheit unserer Zeit: bequemes Denken. In einem Atemzug bedauern Sie, daß ich illegal hier arbeiten muß, und gleichzeitig fragen Sie mich, warum ich kein Appartement miete.«

»Was hat das eine mit dem anderen zu tun?«

Ravic lachte geduldig. »Wenn ich ein Appartement nehme, muß ich bei der Polizei angemeldet werden. Dazu brauche ich einen Paß und ein Visum.«

»Richtig. Daran habe ich nicht gedacht. Und im Hotel?«

»Da auch. Aber es gibt gottlob einige Hotels in Paris,

die es mit dem Anmelden nicht so genau nehmen.« Ravic goß einen Schluck Kognak in seinen Kaffee. »Eines davon ist das International. Deshalb wohne ich da. Wie die Wirtin das arrangiert, weiß ich nicht. Sie muß gute Verbindungen haben. Entweder weiß die Polizei es wirklich nicht, oder sie wird geschmiert. Auf jeden Fall wohne ich schon ziemlich lange ungestört da.«

Veber lehnte sich zurück. »Ravic«, sagte er. »Ich wußte das nicht. Ich dachte nur, Sie dürften hier nicht arbeiten. Das ist ja eine verdamnte Situation.«

»Es ist ein Paradies, verglichen mit einem deutschen Konzentrationslager.«

»Und die Polizei? Wenn sie doch einmal kommt?«

»Wenn sie uns erwischt, gibt es ein paar Wochen Gefängnis und Ausweisung über die Grenze. Meistens in die Schweiz. Im Wiederholungsfalle sechs Monate Gefängnis.«

»Was?«

»Sechs Monate«, sagte Ravic.

Veber starrte ihn an. »Aber das ist doch unmöglich. Das ist ja unmenschlich.«

»Das dachte ich auch, bis ich es lernte.«

»Wieso lernte. Ist Ihnen denn das schon einmal passiert?«

»Nicht einmal. Dreimal. Ebenso wie hundert anderen auch. Im Anfang, als ich noch nichts davon wußte und auf die sogenannte Humanität vertraute. Bevor ich nach Spanien ging – wo ich keinen Paß brauchte – und eine zweite Lektion in angewandter Humanität erhielt. Von deutschen und italienischen Fliegern. Später, als ich dann wieder hierher zurückkam, wußte ich natürlich Bescheid.«

Veber stand auf. »Aber um Himmels willen –« er rechnete – »dann sind Sie ja über ein Jahr für nichts im Gefängnis gewesen.«

»Nicht so lange. Nur zwei Monate.«

»Wieso? Sie sagten doch, im Wiederholungsfalle wären es schon sechs Monate?«

Ravic lächelte. »Es gibt eben keinen Wiederholungsfall, wenn man Erfahrung hat. Man wird unter einem Namen ausgewiesen und kommt einfach unter einem andern zurück. Möglichst an einer anderen Stelle der Grenze. So vermeidet man das. Da wir keine Papiere haben, ist das nur nachzuweisen, wenn jemand uns persönlich wiedererkennt. Das ist sehr selten. Ravic ist bereits mein dritter Name. Ich habe ihn seit fast zwei Jahren. Nichts passiert seitdem. Scheint mir Glück zu bringen. Gewinne ihn täglich lieber. Meinen wirklichen habe ich schon fast vergessen.«

Veber schüttelte den Kopf. »Und das alles nur, weil Sie kein Nazi sind.«

»Natürlich. Nazis haben erstklassige Papiere. Und sämtliche Visa, die sie wollen.«

»Schöne Welt, in der wir leben! Daß die Regierung da nichts tut.«

»Die Regierung hat einige Millionen Arbeitslose, für die sie zuerst sorgen muß. Außerdem ist das nicht nur in Frankreich so. Es ist überall dasselbe.« Ravic stand auf. »Adieu, Veber. In zwei Stunden werde ich wieder nach dem Mädchen sehen. Nachts auch noch einmal.«

Veber kam ihm nach zur Tür. »Hören Sie, Ravic«, sagte er, »kommen Sie doch einmal abends zu uns heraus. Zum Essen.«

»Bestimmt.« Ravic wußte, daß er nicht gehen würde.
»In der nächsten Zeit. Adieu, Veber.«

»Adieu, Ravic. Und kommen Sie wirklich.«

Ravic ging ins nächste Bistro. Er setzte sich an ein Fenster, um auf die Straße blicken zu können. Er liebte das – gedankenlos dazusitzen und die Leute draußen vorbeigehen zu sehen. Paris war die Stadt, wo man mit nichts seine Zeit am besten verbringen konnte.

Der Kellner wischte den Tisch ab und wartete. »Einen Pernod«, sagte Ravic.

»Mit Wasser, mein Herr?«

»Nein. Warten Sie!« Ravic besann sich. »Bringen Sie mir keinen Pernod.«

Es war da etwas, das er wegspülen mußte. Ein bitterer Geschmack. Dazu war das süße Anis-Zeug nicht scharf genug. »Einen Calvados«, sagte er zu dem Kellner. »Einen doppelten Calvados.«

»Gut, mein Herr.«

Es war die Einladung Vebers. Diese Spur von Mitleid darin. Jemand einmal einen Abend in der Familie möglich machen. Franzosen luden Fremde nur selten in ihre Häuser ein; sie erledigten das lieber in Restaurants. Er war noch nie bei Veber gewesen. Es war gut gemeint, aber man vertrug das schlecht. Gegen Beleidigungen konnte man sich wehren; gegen Mitleid nicht.

Er nahm einen Schluck von dem Apfelschnaps. Wozu hatte er Veber erklärt, warum er im International wohnte? Es war nicht nötig gewesen. Veber wußte, was er wissen mußte. Er wußte, daß Ravic nicht operieren durfte, das

war genug. Daß er trotzdem mit ihm arbeitete, war seine Sache. Er verdiente dabei und konnte Operationen annehmen, die er sich nicht allein zu machen getraute. Niemand wußte davon; – nur er und die Operationsschwester – und die hielt dicht. Mit Durant war es dasselbe. Nur zeremonieller. Wenn der eine Operation hatte, blieb er bei dem Patienten, bis er narkotisiert war. Erst dann kam Ravic und machte die Operation, zu der Durant zu alt und zu unfähig war. Wenn der Patient dann später erwachte, erschien Durant wieder an seinem Bett als stolzer Operateur. Ravic sah den Patienten nur zugedeckt; er kannte von ihm nur die schmale, jodbraune Stelle Körper, die offen war für die Operation. Er wußte oft nicht einmal, wen er operierte. Durant gab ihm die Diagnose, und er begann zu schneiden. Er zahlte Ravic weniger als ein Zehntel dessen, was er selbst für die Operationen bekam. Ravic hatte nichts dagegen. Es war immer noch besser, als nicht zu operieren. Mit Veber arbeitete er mehr kameradschaftlich. Veber zahlte ihm ein Viertel. Das war fair.

Ravic blickte durch das Fenster. Und sonst? Es war nicht viel, was übriggeblieben war. Er lebte, das war genug. Es lag ihm nichts daran in einer Zeit, wo alles schwankte, etwas aufzubauen, das in kurzer Zeit wieder zusammenstürzen mußte. Es war besser, zu treiben, als Kraft zu verschwenden, sie war das einzige, was unersetzbar war. Überstehen war alles, bis irgendwo wieder ein Ziel sichtbar wurde. Je weniger Kraft man dazu anwandte, umso besser; man hatte sie dann nachher. Ameisenhaft immer wieder in einem zusammenbrechenden Jahrhundert eine bürgerliche Existenz aufbauen zu wollen – das

war das, woran er viele hatte scheitern sehen. Es war rührend, heroisch und lächerlich in einem –, und nutzlos. Es machte mürbe. Eine Lawine war nicht aufzuhalten, wenn sie im Rollen war; – wer es versuchte, kam darunter. Besser abzuwarten und später die Verschütteten auszugraben. Wenn viel marschiert wurde, mußte man leichtes Gepäck haben. Auf der Flucht auch –

Ravic blickte auf seine Uhr. Es war Zeit, nach Lucienne Martinet zu sehen. Und danach für das Osiris.

Die Huren im Osiris warteten schon. Sie wurden zwar regelmäßig von einem Amtsarzt untersucht; aber der Besitzerin war das nicht genug. Sie konnte sich nicht leisten, daß sich jemand in ihrem Lokal ansteckte, deshalb hatte sie mit Veber ein Abkommen getroffen, daß die Mädchen jeden Donnerstag noch einmal privat untersucht wurden. Ravic vertrat ihn manchmal dabei.

Die Besitzerin hatte einen Raum im ersten Stock als Untersuchungszimmer eingerichtet und ausgestattet. Sie war sehr stolz darauf, daß seit mehr als einem Jahr keiner ihrer Kunden sich in ihrem Etablissement etwas geholt hatte; dafür aber hatten, trotz aller Vorsicht der Mädchen, siebzehn Kunden Geschlechtskrankheiten eingeschleppt.

Rolande, die Gouvernante, brachte Ravic eine Flasche Brandy und ein Glas. »Ich glaube, Marthe hat etwas«, sagte sie.

»Gut. Ich werde sie genau ansehen.«

»Ich habe sie schon gestern nicht mehr arbeiten lassen. Sie streitet es ab, natürlich. Aber ihre Wäsche –«

»Gut, Rolande.«

Die Mädchen kamen eine nach der anderen in ihren Hemden herein. Ravic kannte fast alle; es waren nur zwei Neue dabei.

»Mich brauchen Sie nicht zu untersuchen, Doktor«, sagte Leonie, eine rothaarige Gascognerin.

»Warum nicht?«

»Keine Kunden, die ganze Woche.«

»Was sagt die Madame dazu?«

»Nichts. Ich habe eine Menge Champagner gemacht. Sieben Flaschen jeden Abend. Drei Geschäftsleute aus Toulouse. Verheiratet. Wollten alle drei, aber genierten sich voreinander. Jeder hatte Angst, wenn er mit mir ginge, würden die andern zu Hause darüber reden. Soffen deshalb; jeder dachte, er würde allein übrigbleiben.« Leonie lachte und kratzte sich faul. »Der, der übrig blieb, konnte dann nicht mehr aufstehen.«

»Gut. Ich muß dich trotzdem untersuchen.«

»Meinetwegen. Haben Sie eine Zigarette, Doktor?«

»Ja, hier.«

Ravic machte den Abstrich und färbte ihn ein. Dann schob er die Glasplatte unter das Mikroskop.

»Wissen Sie, was ich nicht verstehe?« sagte Leonie, während sie Ravic beobachtete.

»Was?«

»Daß Sie, wenn Sie diese Sachen machen, noch Lust haben, mit einer Frau zu schlafen.«

»Das verstehe ich auch nicht. Du bist in Ordnung. Wer kommt jetzt?«

»Marthe.«

Marthe war blaß, schmal und blond. Sie hatte das Ge-

sicht eines Botticelli-Engels, aber sie sprach den Jargon der Rue Blondel.

»Mir fehlt nichts, Doktor.«

»Das ist gut. Wir werden sehen.«

»Aber mir fehlt wirklich nichts.«

»Umso besser.«

Rolande stand plötzlich im Zimmer. Sie sah Marthe an. Das Mädchen sagte nichts mehr. Unruhig sah es Ravic an. Er untersuchte sie genau.

»Aber es ist nichts, Doktor. Sie wissen doch, wie vorsichtig ich bin.«

Ravic erwiderte nichts. Das Mädchen redete weiter – stockte und begann wieder. Ravic machte einen Abstrich und untersuchte ihn.

»Du bist krank, Marthe«, sagte er.

»Was?« Sie war mit einem Sprung auf. »Das kann nicht stimmen.«

»Es stimmt.«

Sie sah ihn an. Dann brach es plötzlich los – eine Flut von Flüchen und Verwünschungen. »Dieses Schwein! Dieses gottverdammte Schwein! Ich habe ihm gleich nicht getraut, diesem glatten Aas! Student wäre er, sagte er, und er müsse es doch wissen, er wäre ja Medizinstudent, dieser Lump!«

»Warum hast du nicht aufgepaßt?«

»Ich habe ja aufgepaßt, aber es ging so schnell, und er sagte, als Student –«

Ravic nickte. Die alte Sache – ein Medizinstudent, der sich einen Tripper geholt und selbst behandelt hatte. Nach zwei Wochen hatte er sich für gesund gehalten, ohne eine Reaktion zu machen.

»Wie lange wird es dauern, Doktor?«

»Sechs Wochen.« Ravic wußte, daß es länger dauern würde.

»Sechs Wochen? Sechs Wochen kein Verdienst. Ins Hospital? Muß ich ins Hospital?«

»Wir werden sehen. Vielleicht können wir dich später zu Hause behandeln – wenn du versprichst –«

»Ich verspreche alles! Alles! Nur nicht ins Hospital!«

»Zuerst mußt du hinein. Es geht nicht anders.«

Das Mädchen starrte Ravic an. Das Hospital war bei allen Huren gefürchtet. Die Aufsicht dort war sehr streng. Aber es war anders unmöglich. Zu Hause würden sie, trotz aller Versprechungen, nach ein paar Tagen heimlich ausgehen und sich Männer suchen, um sich etwas zu verdienen, und sie anstecken.

»Die Madame zahlt die Kosten«, sagte Ravic.

»Aber ich! Ich! Sechs Wochen ohne Verdienst. Und ich habe mir gerade einen Silberfuchs auf Abzahlung gekauft. Die Rate verfällt dann, und alles ist weg.«

Sie weinte. »Komm Marthe«, sagte Rolande.

»Sie nehmen mich nicht wieder! Ich weiß es!« Marthe schluchzte stärker. »Sie nehmen mich nicht wieder nachher! Sie tun das nie! Dann muß ich auf die Straße. Und alles wegen diesem glatten Hund –«

»Wir nehmen dich wieder. Du warst gutes Geschäft. Die Kunden mögen dich.«

»Wirklich?« Marthe sah auf.

»Natürlich. Und nun komm.«

Marthe ging mit Rolande hinaus. Ravic sah ihr nach. Sie würde nicht wiederkommen. Madame war viel zu vorsich-

tig. Ihre nächste Etappe waren vielleicht noch die billigen Bordelle an der Rue Blondel. Dann die Straße. Dann Koks, Hospital, Blumen- oder Zigarettenhandel. Oder, wenn sie Glück hatte, ein Louis, der sie prügelte, ausnutzte und sie später rausschmiß.

Der Speisesaal des Hotels International lag unter der Erde. Die Bewohner nannten ihn deshalb die Katakombe. Er bekam tagsüber etwas trübes Licht durch einige dicke Milchglasscheiben, die einen Teil des Hofes bildeten; im Winter mußte er den ganzen Tag erleuchtet werden. Der Raum war gleichzeitig Rauchzimmer, Schreibzimmer, Halle, Versammlungsraum und die Rettung der Emigranten, die keine Papiere hatten; – sie konnten, wenn die Polizei kontrollierte, durch ihn zum Hof in eine Garage und von dort auf die gegenüberliegende Straße entkommen.

Ravic saß mit dem Portier des Nachtclubs Scheherazade, Boris Morosow, in einer Ecke der Katakombe, die von der Wirtin der Palmenraum genannt wurde; eine jammervolle Palme in einem Majolikakübel auf einem dünnbeinigen Tischchen fristete dort ihr Leben. Morosow lebte seit fünfzehn Jahren in Paris. Er war ein Réfugié vom Ersten Weltkrieg, einer der wenigen Russen, die nicht in Garderegimentern gedient haben wollten und die nicht über ihre adlige Familie sprachen.

Sie spielten Schach. Die Katakombe war leer, bis auf einen Tisch, an dem einige Leute saßen und tranken und laut redeten und alle paar Minuten einen Toast ausbrachten.

Morosow sah sich ärgerlich um. »Kannst du mir er-

klären, Ravic, warum hier heute abend so ein Radau ist? Warum gehen diese Emigranten nicht schlafen?«

Ravic lachte. »Diese Emigranten da in der Ecke gehen mich nichts an. Das ist die faschistische Sektion des Hotels.«

»Spanien? Da warst du doch auch?«

»Ja, aber auf der anderen Seite. Außerdem als Arzt. Das da sind spanische Monarchisten, faschistisch verbrämt. Der Rest der Gesellschaft; die anderen sind längst drüben. Diese konnten sich noch nicht ganz entschließen. Franco war ihnen nicht fein genug. Die Mohren, die die Spanier schlachteten, haben sie natürlich nicht gestört.«

Morosow stellte seine Figuren auf. »Feiern dann wahrscheinlich das Massacre von Guernica. Oder den Sieg italienischer und deutscher Maschinengewehre über Bergarbeiter und Bauern. Habe die Brüder noch nie hier gesehen.«

»Sie sind seit Jahren hier. Du siehst sie nicht, weil du nie hier ißt.«

»Ißt du hier?«

»Nein.«

Morosow grinste. »Gut«, sagte er, »schenken wir uns meine nächste Frage und deine Antwort, die bestimmt beleidigend sein würde. Meinetwegen können sie geboren sein in dieser Bude. Sie sollen nur leise reden. Hier – das gute, alte Damengambit.«

Ravic zog den gegenüberliegenden Bauern. Sie machten die ersten Züge rasch. Dann begann Morosow zu brüten. »Es gibt da eine Variante von Aljechin –«

Einer der Spanier kam herüber. Es war ein Mann mit

eng zusammenstehenden Augen. Er blieb neben dem Tisch stehen. Morosow blickte ihn mißvergnügt an. Der Spanier stand nicht ganz gerade. »Meine Herren«, sagte er höflich. »Oberst Gomez bittet Sie, ein Glas Wein mit ihm zu trinken.«

»Mein Herr«, erwiderte Morosow ebenso höflich. »Wir spielen hier soeben eine Partie Schach um die Meisterschaft des XVII. Arrondissements. Wir danken verbindlichst, aber wir können nicht kommen.«

Der Spanier verzog keine Miene. Er wendete sich an Ravic mit einer Formalität, als wäre er am Hofe Philipp II. »Sie haben Oberst Gomez vor einiger Zeit eine Freundlichkeit erwiesen. Er möchte vor seiner Abreise deshalb gern ein Glas mit Ihnen trinken.«

»Mein Partner«, erwiderte Ravic ebenso formell, »hat Ihnen bereits erklärt, daß wir diese Partie heute spielen müssen. Danken Sie dem Obersten Gomez. Ich bedaure sehr.«

Der Spanier verbeugte sich und ging zurück. Morosow schmunzelte. »Ganz wie die Russen in den ersten Jahren. Hielten sich an ihre Titel und Manieren wie an Schwimmgürteln. Was für eine Freundlichkeit hast du dem Hottentotten erwiesen?«

»Ich habe ihm einmal ein Abführmittel verschrieben. Lateinische Völker halten sehr auf gute Verdauung.«

»Nicht schlecht.« Morosow blinzelte. »Die alte Schwäche der Demokratie. Ein Faschist in derselben Lage hätte einem Demokraten Arsenik gegeben.«

Der Spanier kam zurück. »Mein Name ist Oberleutnant Navarro«, erklärte er mit dem schweren Ernst eines Man-